Juli/August 2023
Jahrgang 72
Nr. 7/8

UNSER BAYERN

BSZ | Bayerische Staatszeitung
und Bayerischer Staatsanzeiger

Jagd auf Verborgenes

Durch die Jahrhunderte beschäftigte die Schatzsuche Abenteurer gleichermaßen wie Juristen und auch Landesherrn. Die Methoden des Aufspürens haben sich geändert, aber gleich geblieben ist bis heute die Frage: Wem gehören überhaupt die ausgegrabenen Reichtümer? | Seite 3

Applaus für eine Kastanie!

Unser noch unerforschtes Bayern: Neues aus der Theaterszene. | Seite 2

Verkannter Nachbar

Friedrich Wencker-Wildberg: Populärer Autor mit wenig bekannter politischer Vergangenheit. | Seite 12

Ein Arkadien für alle

Der Bamberger Hain ist der zweitälteste Volkspark in der europäischen Gartengeschichte. | Seite 16

Raub oder Rettung?

Bayern ging im Kampf um die berühmte Bibliotheca Palatina leer aus. | Seite 24

Blumige Fleißarbeit

Bayerns alte Pflanzenwelt: Über die *Flora Bavarica* des Johann Evangelist Elger. | Seite 29

Bierdollars für ein Traumschloss

Wilhelmina Busch-Woods und ihr gleichermaßen luxuriöses wie spendables Leben. | Seite 34

Unser noch unerforschtes Bayern

Bernhard Setzwein über eine Tradition in bayerischen **Freilufttheatern**, die erst jetzt in Berlin als Hype gefeiert wurde

Da wir Bayern uns besonders gerne an den Berlinern abarbeiten – diesen Landesfinanzausgleichsspesenrittern –, möchte auch ich diesmal mit einem Blick gen Norden beginnen. Dort hat es im Mai wieder das berühmte Theatertreffen gegeben, eine vormals hochkarätige Leistungsschau deutschsprachigen Sprechtheaters, zu der jedes Jahr die zehn besten Inszenierungen aus Deutschland, der Schweiz und Österreich eingeladen wurden. Dort setzt sich offenbar fort, was allgemein in der Theaterszene zu beobachten ist.Kurz gefasst könnte man diese trendige und woke Entwicklung so zusammenfassen: Theater, diese zweieinhalbtausend Jahre alte Ausdrucksform menschlicher Kreativität, ist eine feine Sache – wenn nur nicht diese blöden, altmodischen und unzeitgemäßen Theaterstücke wären!

Man kann heute auf welchen Spielplan auch immer schauen und man wird feststellen: Die Hälfte aller Produktionen sind Romanadaptionen. Oder wahlweise irgendwelche Schreianfälle mit absolut unerkennbarem Handlungsverlauf. Was heute am Theater gebraucht wird, sind Formate, mithilfe derer man möglichst umfassend vom Theater ablenken kann, um auf seine absolut zeitgemäße Gesinnung und unbedingt problembewusste Grundeinstellung hinzuweisen. In Berlin – um wieder auf das Theatertreffen zurückzukommen – drückte sich das zum Beispiel dadurch aus, dass bei der Eröffnung des Festivals das Publikum aufgefordert wurde, doch zuallererst den so wunderbar blühenden Kastanienbäumen draußen vor dem Festspielhaus Applaus zu spenden. Einige sollen dem auch nachgekommen sein. Na, endlich kapieren sie''s: Da applaudiert man sein ganzes Abonnentenleben lang irgendwelchen zweitrangigen Mimen, wo doch Natur und Klima draußen vor den Theaterhauspforten die viel dramatischeren Schauspiele aufführen. Dass diese manchem Zuschauer arg handlungsarm vorkommen mögen, liegt an der fehlenden Sensibilität für subtile beziehungsweise überhaupt nicht vorhandene Dramatik. Um sich in diese neuen Skills einzuüben, bot das Berliner Theatertreffen in seinem Rahmenprogramm „Emptiness Treffen“ an, wo erst einmal und überhaupt gar nichts passiert. „Gemeinsam allein sein mit schwierigen Fragen (…) in konzentrierter Stille“, das ist genau das, was ich von Theater schon immer erwartet habe.

Warum mögen wir in Bayern eigentlich so sehr das Freilufttheater? Dieser Frage bin ich schon vor Jahren nachgegangen, als ich für *Bayern 2* ein Rundfunkfeature mit dem Titel „Wind und Wetter spielen mit“ gemacht habe. Erst einmal musste ich unter Dutzenden von Freilichtspielstätten auswählen, wen ich interviewen würde für meine Sendung – denn in jedem noch so kleinen Marktflecken stellen sich bayerische Menschen auf regennasse Bühnenbretter und nehmen furchtlos den Kampf mit blühenden Kastanienbäumen auf, und zwar um die Gunst der Theatergänger. Denn das wissen im Grunde alle Macher, ob Regisseure oder Schauspieler, dieser „Comödie-Spiele“, wie sie noch im Barock hießen: Der bayerische Freilichttheatergänger tut schon immer, was Berliner Theatertreffengäste erst noch lernen müssen – nämlich mit einem Auge immer wegschielen auf das, was neben dem jeweiligen Theaterstück, das so spannend jetzt auch nicht ist, sonst noch passiert. „Man hört die Vögel, ein Pferd kommt rein, der Mond ist da, den musst du gar nicht nachbauen, und der kommt zwischen den Baumwipfeln durch“, sprach mir damals der Laienspielbeauftragte von Niederbayern, Peter Glotz, anschaulich ins Mikrofon. Wie recht er doch hatte. Applaus auf offener Szene, bitte!

Was ich beim bayerischen Sommertheatergeschehen, bei dem ja ganz überwiegend Laiendarsteller mitmachen, schon immer bemerkenswert fand: Ursprünglich theaterferne Menschen werden an die faszinierende Welt der klassischen Stücke und deren Rollen herangeführt. Und sie machen sich dann auch mal auf in die Metropolen, um dort in ein Stadt- und Staatstheater zu gehen. Ich dachte immer, dort lernen sie dann die noch höhere Theaterkunst kennen. Aber damit bin ich wohl mittlerweile vollkommen auf dem Holzweg.

UNSER BAYERN
Zweimonatliches digitales Magazin
der Bayerischen Staatszeitung
Herausgeber:
Verlag Bayerische Staatszeitung GmbH,
Arnulfstraße 122, 80636 München
Redaktion/Layout:
Karin Dütsch (V.i.S.d.P.)
Download unter *www.bayerische-staatszeitung.de*

Jagd auf verborgene Reichtümer

Durch die Jahrhunderte beschäftigte die Schatzsuche Abenteurer gleichermaßen wie Juristen

Jeder hat von großen Schätzen gehört. Vom Rheingold der Nibelungen, vom Schatz des Kapitän Kidd, von den vielen Schätzen, die Nationalsozialisten in den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs versteckt haben sollen. Jeder kennt eine Geschichte über eine Schatzsuche. Von der *Schatzinsel*, dem *Schatz im Silbersee* und vom Abenteurer-Archäologen Indiana Jones erzählen erfolgreiche Bücher und Filme. Wer hätte noch nie davon geträumt, selbst einen Schatz zu finden? Mancher versucht, das Glück des Findens zu erzwingen. Seit dem Spätmittelalter kam dabei Magie ins Spiel, um den Schatz ausfindig zu machen, die mysteriösen Schatzwächter zu überlisten und die wertvollen Objekte auch tatsächlich zu bergen. In der frühen Neuzeit zwischen 1500 und 1800 gab es sehr viele Schatzsuchen, an denen sich oft mehr oder weniger professionelle Schatzgräber beteiligten. Heute gibt es einerseits die technisch aufwendige Schatzsuche, die von internationalen Unternehmen finanziert wird. Die Mehrzahl gegenwärtiger Schatzsucher jedoch sind Privatleute, von denen einige in einem angespannten Verhältnis zur professionellen Archäologie stehen: Wo hört die Schatzsuche als Hobby auf, und wo fängt die kriminelle Raubgrabung an? Der Streit der Juristen um das Recht am Schatz ist alt und bitter. Bis heute sind die Bestimmungen, wem ein Schatzfund gehört, kompliziert. In Deutschland regeln die Bundesländer diese Frage unterschiedlich, was Probleme aufwirft.

BAYERNS NEUES SCHATZREGAL

- Das Eigentum an Bodendenkmälern geht mit Entdeckung auf den Freistaat über. Entdecker erhalten eine Belohnung, Grundstückseigentümer einen Ausgleich.
- Um den Verbleib von Funden in der Region zu ermöglichen, überträgt der Freistaat das Eigentum auf Antrag der Gemeinde, wenn sie über fachgerechte Lagerungs- und Archivierungsmöglichkeiten verfügt.
- Auf eingetragenen Bodendenkmälern ist Sondengehen grundsätzlich untersagt; berechtigte Ausnahmen sind möglich. Verstöße sind Ordnungswidrigkeit.

Juristisch gesehen ist der Schatz eine Sache, die so lange verborgen gelegen hat, dass ihr Eigentümer nicht mehr zu ermitteln ist (§ 984 BGB). Schätze wurden vergraben oder eingemauert mit der Absicht, sie irgendwann wieder holen zu können.

Die Gründe, Wertsachen zu verbergen, waren unterschiedlich. Banken oder Tresore standen bis ins 19. Jahrhundert den meisten Menschen nicht zur Verfügung. In Kriegszeiten war es wichtig, seine Wertsachen sicher vor Plünderungen zu wissen. Manche wollten Geld vor ihren Verwandten verbergen oder schlicht Diebesgut verstecken.

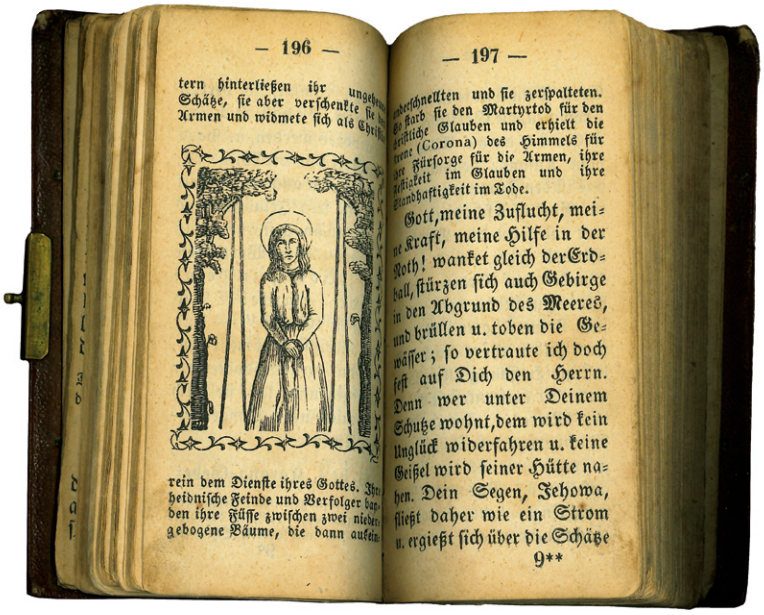
Dass ein Schatz dann nicht mehr geborgen wurde, konnte verschiedene Gründe haben: Der ursprüngliche Besitzer des Schatzes starb oder musste seine Heimat dauerhaft verlassen, bevor er den Schatz wieder ausgraben oder anderen davon erzählen konnte.

SCHÄTZE IM MITTELALTER. Im Mittelalter war der ideale Herrscher militärisch stark und materiell reich. Dieser Reichtum musste gezeigt werden, denn so bewies man politische Macht und Verlässlichkeit. Gefolgsleute wurden großzügig beschenkt. In manchen Sprachen bedeutet das Wort Krone auch Herrschaft oder Staat. Die Krone war nicht nur ein wertvolles, schmückendes Objekt, sondern das Symbol für Herrschaft an sich. Noch heute wird das Wort Schatz als Staatsschatz für das Vermögen eines gesamten Landes verwendet.

Zwei der bekanntesten mittelalterlichen Versdichtungen – *Beowulf* aus dem 11. Jahrhundert und

Schauriger Gast

Wehe, man macht sich an Gräbern zu schaffen! Dann droht einem Verfolgung durch Geister, wie Joseph Werner der Jüngere in seiner Zeichnung (1667 bis 1680) mahnt. Die Grabräuber machen sich an dem Nischengrab mithilfe von Büchern, Räucherwerk und auf den Boden gezeichneten magischen Kreisen daran, den Schatz zu lokalisieren. Ob es hilft, den schaurigen Geist mit dem Kruzifix zu bannen? FOTO: ARCHIV



das *Nibelungenlied* aus dem späten 12. Jahrhundert – handeln von Schätzen. In beiden Epen wird der Schatz nicht aktiv gesucht. Entweder wissen die Beteiligten, wo er sich befindet, oder sie wissen, wer das Schatzversteck kennt. Beide Geschichten warnen ausdrücklich vor dem Schatz, der letztlich nur Konflikt und Tod bringt.

Die größten Schätze des Mittelalters waren Reliquien: Teile der Körper von Heiligen oder Objekte, die sie berührt hatten. Je näher die Reliquien an Jesus Christus und seiner Leidensgeschichte waren, umso bedeutender. Reliquien sah man als Brücke aus dem Menschlichen und Alltäglichen hinaus in die geistige Welt des Göttlichen und zu den Heiligen. Ähnlich wie bei den Schätzen war auch bei den Gräbern von Heiligen manchmal erst eine Suche notwendig, weil der genaue Bestattungsort in Vergessenheit geraten war. Angeblich wiesen die Heiligen durch eine wunderbare Erscheinung selbst den Weg zu ihrem Grab.

Das Recht der Kirche beschäftigte sich mit Reliquien. Im 11. Jahrhundert etwa schrieb Abt Thiofrid von Echternach, dass die sterblichen Überreste der Heiligen weit wertvoller seien als alle Edelsteine. Die Gesamtmenge solcher Reliquien war begrenzt – und die wenigen vorhandenen daher umso begehrter. Relativ bald setzte sich daher der Brauch durch, einzelne Körperteile von verstorbenen Heiligen abzutrennen. Dadurch konnte an mehreren Orten gleichzeitig von deren Präsenz profitiert werden. Aber auch bei dieser Fragmentierung konnte die Zahl der Reliquien nicht beliebig gesteigert werden. Daher gab es immer wieder Personen, die anderweitig an die begehrten Stücke gelangen wollten. Kirchenrechtlich war Reliquiendiebstahl ein schwieriges Thema: Wenn die Überreste eines Heiligen erfolgreich entwendet wurden, konnte dies als stilles Einverständnis des Heiligen gedeutet werden.

Die Reichsinsignien (hier eine Nachbildung, 1993/94) waren im Mittelalter einer der wichtigsten Staatsschätze. In der Heiligen Lanze, dem ältesten Stück des Ensembles, soll sich ein Nagel vom Kreuz Christi befinden. Reliquien galten im Mittelalter ohnehin als herausragende Schätze – wertvoller als Edelsteine. Das Reliquienkreuz aus dem 19. Jahrhundert enthält neun Knochenreliquien und kleine Schriftbändchen, daneben ein Reliquiar mit facettiertem Bergkristall und einer Einfassung aus Steinbockhorn (Salzburg, Ende 16. Jahrhundert). Die aufgeschlagene Doppelseite aus *Das echte, wahre große Schildwachbüchlein* (Prag, 1856) zeigt St. Corona, eine Märtyrerin aus dem zweiten Jahrhundert. Sie galt neben St. Anna und St. Veronika als Schutzpatronin der Schatzsucher. Der Name Corona (Krone) mag eine Verbindung zu Schätzen nahegelegt haben, vielleicht auch, weil Krone ein Name für bestimmte Münzen war. FOTOS: MKM

Kirchenrechtlich ausdrücklich verboten war aber spätestens seit 1234 der Verkauf von Reliquien, wohl auch, um deren Abgrenzung zu „normalen“ Schätzen zu wahren.

Das Recht des Mittelalters trat das juristische Erbe der Antike an, entwickelte aber auch ganz eigene Ideen. Neben die römisch-rechtliche hälftige Teilung des Schatzes zwischen Grundeigentümer und Finder (sogenannte hadrianische Teilung) gesellten sich verschiedene Quotelungen in den Volksrechten. Im Hochmittelalter brach sich dann die Vorstellung Bahn, dass der Monarch Anspruch auf den (gesamten) Schatz habe. Man spricht hier vom Schatzregal als dem Eigentumsanspruch des Staates auf alle Schatzfunde.

SCHÄTZE IN DER FRÜHEN NEUZEIT. Die große Zeit der Schatzsuche war die frühe Neuzeit, das 16. bis ausgehende 18. Jahrhundert. In ganz Europa fanden damals Tausende von Schatzsuchen statt. Gründe dafür waren vor allem: Die Belebung der Wirtschaft und neue Formen des Wirtschaftens wie Banken, Börsen und Kolonialhandel ließen das Interesse an persönlichem Gewinn wachsen. In der Reformationszeit entstanden als Folge der Auflösung von Klöstern Gerüchte, die Mönche hätten ungeheure Reichtümer versteckt. Die frühe Neuzeit erlitt größere und längere Kriege als das Mittelalter, die mehr zivile Opfer forderten. Es wurden erstens mehr Wertgegenstände versteckt und zweitens gerieten viele dieser Verstecke in Vergessenheit. Den Zeitgenossen war bewusst, dass die Chancen auf einen Schatzfund gut waren.

Ein weiterer, etwas abstrakterer Umstand sorgte dafür, dass die Zeit zwischen dem Mittelalter und dem 19. Jahrhundert zur großen Zeit der Schatzsucher wurde. Das frühneuzeitliche Europa war eine traditionelle Agrargesellschaft, die jedoch bereits Märkte entwickelt hatte. In solchen Gesellschaften versteht die Mehrheit die Wirtschaft als ein Nullsummenspiel: Man verhielt sich so, als wären alle Güter nur in einer begrenzten Menge vorhanden, die niemals gesteigert werden konnte. Wenn einer mehr erwarb, nahm er damit notwendigerweise allen anderen etwas weg. Dies bezeichnet man als „Limited-good“-Denken, die Vorstellung von der Begrenztheit der Güter. Es lehnt Gewinnstreben als unmoralische und andere schädigende Habgier ab. Das galt jedoch nicht für Schatzsuchen, denn die Schätze kamen von außerhalb der normalen Ökonomie. Schätze sollten aus der Welt der Magie und der Toten kommen. Sie zählten nicht als gesellschaftlich verwerflicher Zugewinn. Ihr Erwerb machte niemanden ärmer, sondern brachte sogar neue materielle Werte in die Welt der Menschen.

Die frühneuzeitliche Schatzgräberei war ein magisches Unterfangen. Das größte Problem an

Legendär ist der im Nibelungenlied (hier ein Faksimile von Ms. germ. fol. 855, Staatsbibliothek zu Berlin) aus dem späten 12. Jahrhundert beschriebene Schatz von schier unermesslichem Ausmaß. Was das Heldenepos versprach, nahmen schon viele Schatzsucher vergeblich für bare Münze. FOTO: MKM

Schätzen ist schlicht, dass sie verborgen sind. Um sie aufzuspüren, wurden in der frühen Neuzeit magische Techniken entwickelt. Man verwendete Wünschelruten, aber auch die sogenannten Zauber- oder Bergspiegel: Diese waren aus Glas, Spiegelscherben, Kristall oder Papier. Mit ihrer Hilfe konnte man angeblich nicht nur den genauen Fundort bestimmen, sondern auch vorab den Wert des Schatzes erkennen.

RICHTIG NACHSCHLAGEN. Oft begann die Schatzsuche mit der Suche nach dem dafür am besten geeigneten – und als Ware gehandelten – magischen Buch, das Beschwörungsformeln und magische Zeichen enthielt. Diese sollten helfen, Schätze zu finden, oder Geisterwesen zwingen, Schätze herbeizuschaffen. Das Scheitern von Schatzsuchen wurde oft darauf zurückgeführt, dass nur ein schwaches oder falsches Buch zurate gezogen worden war. Immer wieder wurden solche Schriften von Behörden verboten und beschlagnahmt. Das tat ihrer Attraktivität für Schatzsucher natürlich keinerlei Abbruch. Viele magische Bücher glichen Gebetbüchern: Gott und die Heiligen wurden rituell um Hilfe bei der Schatzsuche angefleht. Die Schatzgräber hatten sogar ihre eigenen Schutzheiligen. Die prominentesten waren St. Christophorus und St. Corona. Das sogenannte Christoffel-Gebet und die Corona-Formel wurden in unzähligen Varianten bei der Schatzgräberei aufgesagt. Das Anrufen von Gott, Engeln und Heiligen, um mit ihrer Hilfe Geister, die den Schatz bewachten, überwinden zu können, lehnte die katholische wie die protestantische Kirche als Missbrauch der Liturgie scharf ab. Martin Luther verurteilte die Schatzmagie ausdrücklich.

Naturkunde, schwarze und weiße Magie bieten drei Methoden, Schätze zu entdecken: Der Holzschnitt des Petrarca-Meisters (Notname) findet sich in der deutschen Ausgabe von Francesco Petrarcas Buch *Von der Artzney bayder Glück, des guten und widerwertigen* (Augsburg, 1532). Im Hintergrund schlagen Bergleute Erz: Ohne die damals gerne zu Hilfe genommene Wünschelrute sind sie auf eine Erzader gestoßen. Vorne stehen in einem magischen Kreis drei Magier in Gelehrtengewändern mit Buch. Ein Dämon bleibt zwar außerhalb – lässt aber sein „Geschäft" in den Kreis fallen. „Scheißteufel" nannte man solche Wesen. Das Signal: Der vermeintliche Schatz ist letztlich „Teufelsdreck". Die Szene oben links zeigt einen Alchemisten beim Studieren eines Buches mit der „Weisheit der Alten", vor ihm ein Knabe mit dem hell strahlenden Stein der Weisen. Die Marmorsäule steht für die Mater Alchemiae und die Verbindung zwischen Erde und Himmel, Materie und Geist. Die Illustration spiegelt das Verständnis des 16. Jahrhunderts wider: „Vermutlich ist dieser Holzschnitt nicht speziell für Petrarcas Glücksbuch angefertigt worden. Jedenfalls illustriert er am Motiv der magischen Schatzsuche die zeitgenössische Auseinandersetzung mit Erfahrungswissenschaften, Aberglauben, Magie und hermetisch alchemistischer Erkenntnissuche", schreibt Heide Klinkhammer in Frank Brunecker (Hrsg.), *Raubgräber – Schatzgräber*, Biberach 2008. Für Petrarca (1304 bis 1374) selbst waren Alchemisten Betrüger. Er meinte, es sei besser, einen Schatz im Himmel zu erwerben, den weder Diebe noch Schaben verderben. Übrigens wurde 1630 seine Gruft in der Nähe von Padua auch von Grabräubern heimgesucht. FOTO: GEMEINFREI

SUCHE AUCH NACH BODENSCHÄTZEN. Die Geisterwesen, von denen man glaubte, dass sie die Schätze bewachten und die Menschen aktiv von der Entdeckung abhielten, nahmen unterschiedliche Gestalten an: Es konnten schwarze Hunde mit leuchtenden Augen sein, Schlangen oder Drachen. Dem Volksglauben nach waren die Wälder, Berge, Seen und Flüsse von Naturgeistern bevölkert. Es wundert nicht, dass diese Feen und Zwerge auch bei der Suche nach Schätzen in Erscheinung traten. Dabei ging es nicht nur um Schätze, die von Menschen verborgen wurden, sondern auch um Bodenschätze wie Erze und Kristalle.

Die wichtigsten Schatzwächter waren Gespenster. Totengeister wiesen auf Schätze hin, die sie selbst zu Lebzeiten verborgen hatten. In der frühen Neuzeit glaubte man, dass Verstorbene als Geister wiederkehrten, wenn sie wichtige Aufgaben nicht erledigt hatten. Besonders diejenigen, die belastet mit einer schweren Sünde plötzlich oder zu jung gestorben waren, mussten spuken bis zu ihrer Erlösung. Dafür brauchten sie die Hilfe der Lebenden. Verstorbene, die einen Schatz versteckt hatten, konnten erst in Frieden ruhen, wenn der Schatz wiedergefunden worden war. Mit Lärm wie

Während Märchen und Legenden gerne die abenteuerliche Schatzgräberei beschreiben, ist das Motiv in der bildnerischen Darstellung eher selten – es sei denn, es ist als moralische Abschreckung interpretiert wie hier in dem Ölgemälde *Schatzbeschwörung* (1695) des Memminger Barockkünstlers Johann Heiss: Der Teufel persönlich stört das nächtliche Treiben. FOTO: GEMEINFREI

ein Poltergeist oder Lichterscheinungen machten sie auf das Schatzversteck aufmerksam.

Hinter dieser Vorstellung standen moralische Normen. Die Anhäufung von Reichtum, ohne diesen einem guten Zweck zuzuführen, war schlecht. Derjenige, der einen Schatz versteckt hatte und sich nach seinem Tod als Gespenst zeigen musste, war den Lebenden eine Warnung vor der Todsünde der Habgier. Im 18. Jahrhundert konnte jeder Spuk als Hinweis auf einen verborgenen Schatz gedeutet werden. Schatzsucher, die sich um eine Grabungserlaubnis bemühten, gaben häufig an, dass es ihre Christenpflicht sei, einen Totengeist zu erlösen.

Liest man Anleitungen zur magischen Schatzsuche, wird deutlich, dass die Schätze nicht als leblose Dinge angesehen wurden: Sie konnten sich eigenständig bewegen und vor Schatzsuchern fliehen. Um einen Schatz anzulocken, wurden verschiedene Mittel empfohlen. Ein Trick war, Geld in der Nähe des vermuteten Verstecks auszulegen oder aufzuhängen, um den Schatz nach oben zu ziehen. Natürlich wurde diese Vorstellung des „lebendigen" Schatzes von Betrügern missbraucht: Vermeintliche Schatzmagier verlangten von ihren Auftraggebern Geld, um den Schatz damit zu ködern – und setzten sich mit der Beute ab.

Bei der Schatzsuche mussten strenge Regeln befolgt werden: Bevor der Schatz gehoben werden konnte, beteten die Schatzgräber häufig gemeinsam zur Besänftigung der geisterhaften Schatzwächter; unterschiedliche Konfessionen der Beteiligten hatten dabei keine Bedeutung. Vor der Grabung wurden Gebete und Bannsprüche aufgesagt – doch während des Grabens musste absolutes Stillschweigen herrschen. Jedes unbedachte Wort, Seufzen oder gar lautes Lachen konnte den Schatz tiefer sinken lassen oder gleich ganz vertreiben. Gelang es nicht, einen Schatz zu finden, ließ sich der Misserfolg mit dem Fehlverhalten während der Suche erklären. Das magische Denken bestätigte sich so selbst.

Das Hauptwerk des spanisch-niederländischer Jesuiten und Hexentheoretikers, ab 1578 gar Vizekanzler der Niederlande, Martin Anton Delrio (1551 bis 1608), *Disquisitionum magicarum libri sex* (Abbildung einer Ausgabe von 1679), ist ein umfangreiches Handbuch der Dämonologie, das in fast enzyklopädischer Form viele Arten von Magie auflistete und als Teufelswerk verwarf. Jede Art von Zauberei und Magie war für Delrio Ketzerei. Allerdings zeigte die Rechtspraxis, dass in der frühen Neuzeit Schatzgräberei nicht mit Hexerei gleichgesetzt und entsprechend anders abgeurteilt wurde. Der Unterschied: Hexen unterwarfen sich Dämonen – Schatzgräber hingegen versuchten sie zu bezwingen. FOTO: MKM

TEAMWORK MIT VERTEILTEN ROLLEN. Eine frühneuzeitliche Schatzsuche war Gruppenarbeit. Die Rollen waren klar verteilt: Ein Anführer, der in der Regel wohlhabend war, stellte Grabungspersonal und einen Magier mit Fachkenntnissen an – die Kosten dafür musste er zuerst eingewerben. Wer sich mit einer bestimmten Summe an der Schatzsuche beteiligte, dem wurde ein fester Anteil am Fund zugesichert. Die Schatzsuche ähnelte einer modernen Investorengemeinschaft. Solche Vereinbarungen konnten leicht von Betrügern ausgenutzt werden: Sie sammelten große Beträge für Investitionen ein, machten sich jedoch mit dem Geld aus dem Staub. Die Betrogenen waren in einer schwierigen Lage: Weil sie sich an einem rechtlich fragwürdigen Unternehmen beteiligt hatten, konnten sie die Gauner schwerlich anzeigen.

Magie bei der Schatzsuche war üblich, aber immer verboten. Solange Herrscher sich von Schatzgräbereien Gewinn versprachen, sahen sie auch über die offensichtliche Anwendung von Magie hinweg. Wenn Schatzsuchen ohne Wissen der Obrigkeit stattfanden, war die Bereitschaft größer, die Anwendung von Magie zu bestrafen. Theoretisch konnte die Strafe die Beschlagnahmung des Fundes sein. In der Regel aber wurde Schatzmagie vergleichsweise mild bestraft: Es gab einen Verweis, eine Geldstrafe oder einige Tage Zwangsarbeit. Der Grund dafür war wohl, dass Schatzmagie nicht als schädigender Zauber eingeschätzt wurde. Wurden Schatzmagier allerdings als Betrüger überführt, konnte die Bestrafung empfindlicher ausfallen. Und sobald geweihte Gegenstände wie Hostien für die Beschwörung des Schatzes verwendet wurden, konnte dies als Sakrileg angesehen werden, worauf die Todesstrafe stand.

JENSEITS DER HEXEREI. Grundsätzlich wurde Schatzmagie nicht als Hexerei verstanden. Hexerei galt als schwerstes Verbrechen. Sie war die schlimmste Art von Magie, die ausschließlich mithilfe der Dämonen, Geistern der Hölle, ausgeübt werden konnte. Die Hexe diente dem Teufel. In der Vorstellung der frühen Neuzeit schlossen Hexen einen Pakt mit dem Teufel, hatten Sex mit Dämonen, flogen durch die Luft zum Hexentanz und fügten mit magischen Mitteln anderen Schaden zu. Schatzsuchen gehörten (von wenigen Ausnahmen abgesehen) nicht zu den Verbrechen, die Hexen vorgeworfen wurden. Schatzsucher wurden fast nie wegen Hexerei angeklagt, auch wenn sie versuchten, Dämonen zu beschwören. Es gab nämlich einen entscheidenden Unterschied: Der Dämonenbeschwörer strebte Macht über die Dämonen an. Die Hexe dagegen unterwarf sich dem Teufel und wurde seine Dienerin. Zwar wusste der Teufel, wo Schätze vergraben waren. Seinen Dienerinnen, den Hexen, enthielt der Teufel diese Schätze aber vor.

VERRAT AN DER AUFKLÄRUNG. Die Situation veränderte sich im 18. Jahrhundert. Die Hexenprozesse liefen aus. Die Aufklärung propagierte eine neue Weltsicht. Die neue philosophische Richtung der Aufklärung stellte das traditionelle Wissen infrage. Statt Glauben und alten Werten sollte die Vernunft der alleinige Maßstab des Handelns werden. Der vernünftig handelnde Mensch war allein verantwortlich für sein Leben. Dazu gehörte auch der Kapitalismus: Es war das Recht des Einzelnen, durch Kaufen und Verkaufen frei von Zwängen seine wirtschaftlichen Interessen zu verfolgen. Die Aufklärer griffen die Magie scharf an. Dennoch gab es im 18. Jahrhundert eine Welle magischer Schatzsuchen. Die Schwächung der Kirchen und die Stärkung der Einzelinitiativen führten zur größeren Bereitschaft, nach Schätzen

zu suchen. So wurde der Schatzgräber zum Verräter der Aufklärung: Er nutzte die neue Freiheit, um zur Magie zurückzukehren. Das hatte Folgen: Der Staat schritt gegen die Schatzsucherei ein. Er verurteilte sie als Betrug, Aberglauben und als Missachtung des staatlichen Eigentumsanspruchs am Schatzfund.

SCHATZSUCHER UND DIE OBRIGKEIT. Grundsätzlich waren frühneuzeitliche Schatzsucher rechtlich in einer prekären Situation. Ihr Anrecht auf den Schatz war keineswegs selbstverständlich. Um Rechtssicherheit zu schaffen, stellten sie beim Fürsten offiziell Anträge auf die Erlaubnis zur Schatzsuche in seinem Herrschaftsgebiet. Es gab sehr unterschiedliche Regelungen für die Aufteilung des Schatzes zwischen Finder und Fürst. Manche Fürsten verzichteten auf einen Anteil am Fund, andere beanspruchten den gesamten Schatz, stellten aber als Anreiz einen Finderlohn in Aussicht. Selbst innerhalb ein und desselben Territoriums wurden verschiedene Vereinbarungen getroffen. Offizielle Genehmigungen von Schatzsuchen waren juristisch stets fragwürdig: Sie setzten voraus, dass dem Herrscher das Eigentum an versteckten Schätzen zustand. Dieser Anspruch war keineswegs unumstritten.

FÜRSTEN ALS SCHATZSUCHER. Es war nur ein kleiner Schritt von der Genehmigung einer Schatzsuche zur Beauftragung eines Schatzsuchers durch einen Herrscher. Bereits 1201 ließ der englische König Johann Ohneland römische Ruinen auf Schätze absuchen. Ab dem 16. Jahrhundert befahlen die Könige von England, Dänemark und Schweden, ihre Reiche systematisch auf prähistorische Überreste abzusuchen. Historische Neugier verband sich mit dem Interesse an wertvollen Funden. Im Anspruch der Monarchen auf Antiquitäten in ihrem Land kann man eine der Wurzeln des modernen Denkmalschutzes erkennen. Niemand durfte etwas an sich nehmen oder verändern, was dem Fürsten gehörte. Aus der

Nicht des Materialwerts, sondern des Alters und der Rarität wegen sammelte mancher Herrscher antike Münzen wie diese Sesterzen aus der Römerzeit mit den – allerdings kaum mehr erkennbaren – Bildnissen von Antoninus Pius, Faustina d. J. und Severus Alexander (2./3. Jahrhundert nach Christus). Unten ein Denar aus der Zeit Karls des Kahlen (843 bis 877). FOTOS: MARKUS HIRTE, MKM

Neugier und Habgier der Fürsten entwickelten sich Ansätze zu archäologischer Forschung. Im 16. Jahrhundert begannen Fürsten, Klöster und Privatleute, Sammlungen mit Altertümern beziehungsweise Antiquitäten anzulegen. Der materielle Wert der Dinge war weniger wichtig als ihr Alter und ihre Einzigartigkeit. Römische Münzen, sogar das Kleingeld aus Bronze, waren besonders begehrt wegen der Bildnisse darauf: Man wollte vollständige Münzreihen mit allen Kaiserporträts besitzen. Antike Münzen waren auch als Gastgeschenke beliebt.

SCHÄTZE IN DER MODERNE. Typisch für die moderne Schatzsuche ist die Kombination von historischer Recherche und der Verwendung moderner Technik – mit Magie hat das nichts mehr zu tun. Auf der Suche nach einem Schatz gilt es zunächst, möglichst viele historische Informationen darüber zusammenzutragen. Schwache historische Recherche ist verantwortlich für zwei völlig erfolglose, aber sehr bekannte Schatzsuchen.

Die Suche nach dem Schatz von Oak Island ist wohl die längste kontinuierliche Schatzsuche der Geschichte. Oak Island ist eine winzige Insel im Südosten Kanadas. Die Schatzsuche beruht auf einem zweifelhaften Dokument aus dem Jahr 1861, das angeblich Vorgänge schildert, die sich über 60 Jahre vorher zugetragen haben sollen. Die Fragen, wer, wann und wieso auf der Insel

UNSER BAYERN
6 x im Jahr, digital.

Bayern im Blick
Daten, Fakten, Hintergrundberichte

Die Bayerische Staatszeitung
im Jahresabonnement.
Jeden Freitag. Auch digital.
Jetzt bestellen: Tel. 089/29014259

Wer sie abonniert, profitiert.
bayerische-staatszeitung.de/abo

BSZ Bayerische Staatszeitung und Bayerischer Staatsanzeiger

einen Schatz vergraben haben soll, sind nie überzeugend beantwortet worden. Entsprechend ist nach über 100 Jahren Suche bislang kein Schatz gefunden worden.

Ähnlich zweifelhaft sind die Gerüchte um den Schatz des Piraten William Kidd (1654 bis 1701). Kapitän Kidd behauptete im Gefängnis, offensichtlich um seine Hinrichtung aufzuschieben, er habe einen riesigen Schatz auf einer Insel versteckt. Die Behörden des 18. Jahrhunderts gingen darauf nicht ein. Erst im frühen 20. Jahrhundert tauchten mehrere schlecht gefälschte Schatzkarten auf. Einer auch nur ansatzweise kritischen Überprüfung hielten die angeblichen Hinweise auf Kidds Schatz nie stand. Auf diesen Karten beruht eine Reihe von – erfolglosen – Versuchen, den vermeintlichen Piratenschatz zu entdecken. Um Kidds Schatzkarten entwickelte sich ein Geflecht aus Betrug, Selbstbetrug und Sensationsjournalismus – und schon in den 1950er-Jahren schritt Scotland Yard ermittelnd dagegen ein.

Was die historische Recherche angeht, ist die Suche nach dem Nibelungenschatz im Rhein nachgerade absurd. Man versuchte, aus dem Nibelungenlied und anderen Fassungen dieses Stoffes Hinweise auf die genaue Stelle herauszulesen, an der Hagen das Nibelungengold im Rhein versenkt haben soll. Damit werden literarische Texte massiv missverstanden als exakte Beschreibung historischer Vorgänge. In unseriösen Presseberichten erschienen lächerliche Hochrechnungen, nach denen das „Rheingold" heute einen Wert von etwa 430 Millionen Euro haben soll.

DIE BESSERE RECHERCHE. Unternehmen wie die US-amerikanische Firma Odyssey Marine Exploration (OME), die sich auf die Suche nach versunkenen Schiffen spezialisiert hat, treiben ausführliche Forschung mit historischen Karten, Beschreibungen von Gefechten oder Unglücksfällen, Logbüchern und alten Grabungsunterlagen, um Orte zu finden, wo Wertvolles verborgen sein könnte. Zum Einsatz kommen dann technische Geräte von der einfachen Metallsonde bis zum millionenteuren Spezial-U-Boot zur Durchsuchung von Schiffswracks. Solche Firmen treiben die Kommerzialisierung der Schatzsuche auf die Spitze, indem sie nicht nur Fundobjekte zu sehr hohen Preisen verkaufen, sondern auch Informationsmaterial und Fanartikel; OME ist börsennotiert. Auch wenn so einige spektakuläre Funde gelungen sind: Die hochkomplexe juristische Frage nach dem Eigentum am Schatzfund muss stets neu verhandelt werden.

Die Profitorientierung ist ein zentrales Problem der modernen Schatzsuche. Nicht nur große Unternehmen, sondern gerade auch viele Einzelpersonen, die privat mit dem Metalldetektor und dem Klappspaten auf Schatzsuche gehen, sind vor allem am materiellen und wenig am historischen Wert ihrer Funde interessiert. Ursprünglich wurden Sonden, mit denen man Metallteile aufspüren kann, für den militärischen Bereich als Minensuchgeräte entwickelt. Seit den 1980er-Jahren kommen sie auch in Deutschland immer mehr bei der privaten Metallsuche zum Einsatz. Inzwischen hat sich eine Szene entwickelt, die professionelle und teure Geräte verwendet, Anleitungen austauscht, sich zu Meisterschaften trifft und über das Internet europaweit vernetzt ist. Während der Corona-Pandemie hat das Interesse an der Sondengängerei europaweit stark zugenommen.

Nur eine Minderheit der Sondengänger ist dem kriminellen Milieu zuzurechnen. Dennoch prallen oft zwei fundamental verschiedene Ansichten über Schatzfunde aufeinander: Allzu viele private Schatzsucher interessiert nur der materielle Wert des Fundes. Der archäologischen Forschung sind dagegen die historischen Informationen wichtiger, die sich am Fund und den Fundumständen ablesen lassen. Nur bei sorgfältiger Freilegung, Dokumentation und Analyse geben Schatzfunde wertvolle Details aus vergangenen Jahrtausenden preis. Daher kann ein Brunnen, in dem mittelalterliche Holzgefäße erhalten blieben, für die Wissenschaft ein weitaus größerer Schatz sein als ein paar Goldmünzen.

Absichtlich verborgene Wertsachendepots werden in der Archäologie als Hortfunde bezeichnet. Es ist ein seltener Glücksfall, wenn sie bei wissenschaftlichen Grabungen entdeckt werden. Dann können ihre genauen Fundumstände dokumentiert und die Objekte fachgerecht gereinigt und konserviert werden. Bei unsachgemäßer Freilegung gehen die meisten Informationen verloren. Die Reinigung mit ungeeigneten Mitteln beschä-

Ausstellung

Die Sonderausstellung *Schatz und Schatzsuche in Recht und Geschichte* im Mittelalterlichen Kriminalmuseum zu Rothenburg ob der Tauber macht das Thema in Hunderten von Exponaten anschaulich. Es geht in der Schau um konkrete, reale Schatzfunde ebenso wie um gescheiterte Schatzgrabungen. Auch Fragen zu den gesetzlichen Regeln werden behandelt. Dabei bilden Schätze und das Schatzverständnis des Mittelalters einen Schwerpunkt. Gezeigt werden deshalb neben konkreten Schatzfunden und ihren spannenden Geschichten mittelalterliche Kunstwerke und Rechtstexte im Original, magische Gegenstände und Reliquien sowie die originalgetreuen Nachbildungen der sagenumwobenen Reichsinsignien. Auch aus der frühen Neuzeit sind Rechtstexte und Originalakten von Prozessen gegen Schatzgräber, Genehmigungen zur Schatzsuche sowie magische Objekte, die zur Schatzsuche verwendet wurden, und magische Schriften voller rätselhafter Symbole ausgestellt – vieles war zuvor noch nie öffentlich zu sehen. Auch die Schatzsuche in der Moderne wird behandelt: Neben Funden sind es vor allem audiovisuelle Medien, die das Publikum in die Gegenwart von Schatz und Schatzsuche im realen Leben, in Film, Funk und Fernsehen, Literatur und Computergames entführen.

Bis 7. Januar 2025. Mittelalterliches Kriminalmuseum, Burggasse 3-5, 91541 Rothenburg ob der Tauber. *www.kriminalmuseum.eu*

digt Funde und kann sie wissenschaftlich wertlos machen. Manches verschwindet in Privatsammlungen, oft ohne Kenntnisse über den Fundort und die Fundumstände. Derart anonymisierte Objekte haben nur noch anekdotischen Wert.

Es droht also der Verlust von historischen Informationen aus einer Region. Das kulturelle Erbe im Boden gehört der Allgemeinheit. Wenn dieses aus Egoismus, zum Vergnügen oder zur Bereicherung zerstört wird und Entdeckungen der Öffentlichkeit vorenthalten werden, dann schädigt das alle. Bedeutet dies, dass alle Funde entschädigungslos enteignet werden sollen? Durchaus nicht. Es gibt kluge Vorschläge, wie die Interessen aller Beteiligten befriedigt werden können: neben einem staatlichen Vorkaufsrecht auch das neue bayerische Schatzregal, das einen Ausgleich in Höhe des Verkehrswerts des restaurierten Exponats und einen Schatzfinderlohn vorsieht. Der Ehrliche (Finder) darf nicht der Dumme sein.

Die juristische Auseinandersetzung um das Schatzrecht darf nicht über eine einfache Tatsache hinwegtäuschen: Die Chancen, einen materiell oder wissenschaftlich bedeutsamen Fund zu machen, sind verschwindend gering. Die Schatzsuche gleicht der Lotterie, bei der es mehr um prickelnde Unterhaltung als um echte Gewinnchancen geht.

Dass die Magie weitgehend aus der Schatzsuche verschwand, hieß durchaus nicht, dass die Schatzsuche in modernen Zeiten und im Zeichen des Kapitalismus weniger abenteuerlich wurde. Je positiver Profitstreben bewertet wurde, desto schlechter wurde das Image der Schatzsuche. Gängig wurde die Ansicht, dass nur diejenigen ihre Zeit mit Schatzsuchen verschwendeten, die unwillig oder unfähig zu ehrlicher Arbeit seien. Das lässt sich freilich auch positiv wenden: Die Suche nach dem Schatz war besonders auch deshalb attraktiv, weil sie das Gegenteil der Alltagsarbeit war. Insofern war sie bis zu einem gewissen Grad Selbstzweck. Entsprechend ist die Schatzsuche als Abenteuer aus der Freizeit- und Unterhaltungskultur nicht wegzudenken. Die Freude am Rätsel und an der Jagd nach einem Schatz bedient das Geocaching.

KÜNSTLERISCHE VERARBEITUNG. Spätestens seit dem 19. Jahrhundert spielt der Schatz eine größere Rolle in der Kunst und Populärkultur. Der Schatz erscheint in Goethes *Faust* ebenso wie in Stokers *Dracula*. Autoren wie Arthur Conan Doyle (*Sherlock Holmes*), Edgar Allan Poe (*Der Goldkäfer*) und Robert Louis Stevenson (*Die Schatzinsel*) nahmen ihr Publikum mit auf Schatzsuchen, häufig in ferne Gegenden. Unzählige Romane, Kurzgeschichten, Filme, TV-Serien, Comics, Computerspiele und Songtexte verwenden das Schatzmotiv. In der Unterhaltungskultur führt die Jagd nach dem Schatz unterschiedliche Personen zusammen. Klischeefiguren wie der wagemutige Pirat, der verbrecherische Grabräuber, der betrügerische Hehler und der weltfremde Wissenschaftler treffen in wechselnden Kombinationen aufeinander. Die Rollen werden mittlerweile von Männern und von Frauen besetzt.

Markus Hirte / Johannes Dillinger / Birgit Kata

Der Kelten-Goldschatz aus Manching machte jüngst Schlagzeilen: Geborgen worden war er 1990 von Experten des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege – die 483 Münzen waren möglicherweise in einem Stoff- oder Lederbeutel versteckt worden, wie ihn die Inszenierung im Manchinger Kelten-Römer-Museum zeigte. Aus dem Museum stahlen Diebe den einzigartigen Fund im November vergangenen Jahres. FOTO: DPA/FRANK MÄCHLER

Verkannter Nachbar

Friedrich Wencker-Wildberg war bekannt für seine populären Bücher – nur wenige wissen um seine politische Vergangenheit

Den etwas älteren Mann draußen vom Wildberghof kannten alle Uffenheimer. In den Kriegsjahren war er auf den Gutshof, den sein Vater bereits im Kaiserreich erworben hatte, gezogen und lebte seitdem dort alleine und abgeschieden. Meist sei er still und versonnen gewesen. Von Zeit zu Zeit kam er jedoch in den Ort und erzählte allerlei Geschichten, von seiner Jugend im alten Würzburg, lange vor der Zerstörung im Jahr 1945, und von seinen Fahrten und Begegnungen. Manch abenteuerliche Geschichte wusste er zu berichten, gerne erzählte er ausschweifend von den Fürsten und Königen aus der alten Zeit. Manchmal, wenn er ein Glas Rotwein getrunken hatte, erzählte er auch von der Zeit des Dritten Reiches und wie die Gestapo ihn einmal wegen Hochverrats anklagen wollte: Es habe eine Hausdurchsuchung gegeben, weil er zahlreiche französische Bücher in seiner Bibliothek stehen hatte. Doch die Kriminalbeamten seien unverrichteter Dinge wieder abgezogen, weil sie die französischen Buchtitel nicht lesen konnten.

Friedrich Wencker-Wildberg machte sich einen Namen als Kenner Napoleons und der französischen Geschichte. Doch weniger bekannt wurde, dass er Frankreich für die Separatistenbewegung in Deutschland und ein selbstständiges Königreich Bayern aktiv gewinnen wollte. Der Strafverfolgung wegen Hochverrat scheint er nur knapp entkommen zu sein. FOTO: AUS WENCKER-WILDBERG, WÜRZBURG UM DIE JAHRHUNDERTWENDE, JUGENDERINNERUNGEN AUS DEM JAHR 1953

KAUZIG, ABER BERÜHMT. Die Uffenheimer liebten diese Geschichten. Sie wussten, dass der alte Mann ein Schriftsteller war, er ging keinem besonderen anderen Beruf nach, lebte nur auf dem Hof und verfasste seine Bücher. Vor allem Abenteuergeschichten und historische Bücher über die berühmte Spionin aus dem Ersten Weltkrieg, Mata Hari, die europäischen Fürstenhäuser und auch über die Geschichte Uffenheims hatte er geschrieben. Weit über 100 Bücher soll er verfasst haben, und manch ein Uffenheimer hatte eines davon gelesen. Ja, und manch einer wusste sogar, dass der alte Mann nicht nur seichte Geschichten verfasst, sondern auch die Memoiren Napoleons ins Deutsche übersetzt hatte: ein gewaltiges Werk von 14 Bänden, das er zusammen mit dem besten Napoleon-Kenner seiner Zeit, Friedrich Max Kircheisen, herausgegeben hatte. Kurz, die Uffenheimer freuten sich, einen etwas kauzigen, aber offenbar sehr berühmten Mann als Mitbürger in ihren Reihen zu haben.

Erstaunlich, dass man Menschen, zumal wenn sie in der Öffentlichkeit stehen, durch und durch zu kennen glaubt – und wie doch manches Geheimnis unentdeckt bleibt. Auch die Uffenheimer schienen ihren alten Mitbürger zu kennen und ahnten doch nichts von seinen tiefsten politischen Einstellungen und den politischen Machenschaften, in die er zeitweise verwickelt war. Wenn die Menschen selbst keine Auskunft geben, dann sind es nur die wenigen Akten zum Beispiel im Staatsarchiv Würzburg sowie einige Schnipsel und Briefe, die sich in Nachlässen erhalten haben, die diese Begebenheiten noch dokumentieren können. Und die aus einem bescheidenen Schriftstellerdasein ein stürmisches und nicht wenig gefahrvolles Leben in den Wogen der Weltgeschichte machen können.

BENANNT NACH EINEM GUTSHOF. Friedrich Wencker, der sich aber nach dem väterlichen Gutshof bei Uffenheim seit jeher als Wencker-Wildberg bezeichnete, wurde am 27. Juni 1896 in Würzburg als Sohn des Architekten Heinrich Wencker geboren. In Würzburg besuchte er die Schule und studierte später in Würzburg, Bern, Berlin und Hamburg Geschichte, Klassische Philologie und Philosophie. Er war ein Mann der Bücher, schon in seiner Jugend in Würzburg streifte er unentwegt durch die Antiquariate der Stadt auf der Suche nach seltenen Drucken und Erstausgaben. Geld schien bei Wencker zu keinem Zeitpunkt ein Problem gewesen zu sein, und so konnte er ein freies und ungebundenes Leben als Literat und Bibliophiler führen, der es bald zu einem gewissen Bekanntheitsgrad schaffte.

Die Übersetzung von Napoleons Erinnerungen war nur ein Höhepunkt seines unermüdlichen

Schaffens, es gab zahlreiche weitere: Zusammen mit Alexander von Gleichen-Rußwurm, einem Urenkel Schillers und ebenfalls ein fränkischer Boheme, verfasste er eine mehrbändige Kultur- und Sittengeschichte aller Zeiten und Völker, nicht wenige Bücher zum politischen Tageskampf der 1920er- und 1930er-Jahre, einige Romane und natürlich die Übersetzungen der großen Werke von Casanova, Balzac und Alexandre Dumas ins Deutsche. Dazwischen schrieb Wencker auch kurios anmutende Bücher wie das 1927 erschienene: *Was soll unsere Tochter werden? Ein praktischer Ratgeber für sämtliche Frauenberufe*.

Dem heutigen Leser mag Wencker, wie seinen Uffenheimer Mitbürgern in der Nachkriegszeit, vor allem als Übersetzer französischer Literatur sowie als Autor zahlloser historischer Abhandlungen, die sich an ein breites Publikum richteten, bekannt sein. Manch ein Buch, wie die Geschichte Mata Haris, erlebte sogar eine Neuauflage. Die meisten seiner Werke sind jedoch beinahe vergessen.

Vollends vergessen sind die politischen Aktivitäten Wenckers, die er insbesondere in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg entfaltete und die ihm beinahe eine Anklage als Hochverräter eingebracht hätten. Wie kam es dazu? In welche Winkelzüge wurde Wencker-Wildberg verwickelt?

DER NEUTRALE DIPLOMAT. Wenckers politisches Interesse entwickelte sich bereits im Verlauf des Ersten Weltkriegs und kam, wie so vieles in seinem Leben, über die Literatur. Für den Wilhelm Borngräber Verlag in Berlin verfasste Wencker-Wildberg seit 1916 mehrere politische Streitschriften, für die er die Kunstfigur des „neutralen Diplomaten" kreierte. Unter diesem Akronym schrieb er das Pamphlet „Der nächste Weltkrieg. Prophezeiung eines neutralen Diplomaten", gefolgt von „Der Selbstmord Europas. Eine Warnung an die Entente von einem neutralen Diplomaten" bis hin zu „Das Ende des Weltkriegs. Die Liquidation des alten und die Zukunft des neuen Europas" aus dem Jahr 1918, beworben als das Friedensprogramm eines neutralen Diplomaten.

In diesen Schriften, die von Kriegspolemik und der Unschuld Deutschlands nur so troffen, gelang Wencker-Wildberg doch so manche treffende Analyse. Der Weltkrieg von 1914 bis 1918 sei nur der Auftakt zu einem neuerlichen Ringen, in welchem Europa gegen den Bolschewismus und Japan um die Vorherrschaft in Ostasien kämpfen werden. Frieden für Deutschland, so war er über-

Friedrich Wencker-Wildberg war ein unermüdlicher Schreiber und veröffentlichte zahlreiche Bücher – hier eine Auswahl. Viele Titel erschienen in mehreren Auflagen.

zeugt, könne es nur in einem Bündnis mit Frankreich geben. In der Tat sind einige dieser Vorhersagen Wenckers eingetreten.

Tatsächlich wurden einige politische Kreise nun auf Wencker-Wildberg aufmerksam. In Würzburg hatte kurz nach dem Ende des Weltkriegs der Oberleutnant a. D. Karl Anton Kuhn, der sich ähnlich wie Wencker bislang als Verfasser von politischen Pamphleten hervorgetan hatte, die „Vereinigung nicht-aktiver Offiziere" gegründet. Kuhn und seine Gruppierung, die die Zeitschrift *Marienburg. Zeitschrift für kritische Betrachtungen der Vergangenheit und Gegenwart* herausgaben, suchten den Schulterschluss zu den bayerischen Monarchisten, die sich in der Bayerischen Heimat- und Königspartei (BHKP) unter der Führung von Männern wie Josef Mayer-Koy und Karl von Bothmer versammelt hatten. Wencker trat der Königspartei bei und begann sogleich, für ihre Zwecke zu agitieren. Im Maiheft 1920 der *Marienburg* erschien unter dem Titel „Bayerns Zukunft" aus der Feder Wencker-Wildbergs gleichsam das Manifest der Würzburger Monarchisten. „Ich gehe darin", so umschrieb Wencker-Wildberg seine politische Konzeption, „von dem Gedanken aus, dass wir Bayern uns nur an einen Anschluss unter französischem Protektorat stehenden Rheinbund vor dem Untergang im bolschewistisch-jüdischen Chaos retten können." Mit diesen Aussagen hatte sich Wencker-Wildberg politisch klar positioniert. Er wollte mit der Unterstützung Frankreichs und gleichzeitiger Förderung der separatistischen Bestrebungen im Rheinland ein selbstständiges Königreich Bayern schaffen. Sein Text wurde auch in französischen Zeitungen publiziert.

Tatsächlich schien im Frühjahr 1920 die Gelegenheit günstig, diese politischen Vorstellungen in die Tat umzusetzen. Und Wencker war entschlossen, nicht nur publizistisch zu agitieren, sondern auch politisch aktiv zu werden. Mit der Unterstützung von Oberleutnant a. D. Kuhn nahm er Kontakt zu Angehörigen der französischen Militärmission in Würzburg auf. Zusammen mit Jean Ganeval, einem hochrangigen französischen Soldaten, später bekannt als französischer Stadtkommandant von Berlin (1946 bis 1950), damals in Würzburg stationiert, erarbeitete er eine Denkschrift zum Rheinbundprogramm. Mit diesem Papier in der Tasche ging er zum ersten Mal im Mai 1920 zu den Franzosen, um sich mit Jean-Marie Degoutte, dem Oberbefehlshaber der französischen Rheinarmee, zu treffen. Wenig später fuhr er noch einmal hin: Dieses Mal traf er sich zusammen mit Josef Mayer-Koy und weiteren bayerischen Monarchisten mit dem französischen General Adalbert François Alexandre de Metz, dem französischen Oberkontrolleur für die Pfalz. Zweck der Reise war es, die Franzosen zur Finanzierung der bayerischen Separatisten zu bewegen. Wencker-Wildberg schrieb über diese Reise an seinen Vater, er sei als Verhandlungsführer ins Rheinland gefahren, um die Franzosen zur finanziellen Unterstützung der Rheinbundidee zu bewegen; er, so schrieb er im Überschwang der Gefühle, wolle mit Politik seinen Lebensunterhalt verdienen.

SKEPTISCHE FRANZOSEN. Jedoch wurden gleich die ersten politischen Gehversuche Wenckers zum absoluten Fehlschlag. Trotz seiner Bemühungen kam keine Zusammenarbeit zwischen den bayerischen Monarchisten und den Franzosen zustande, die sich von Beginn an skeptisch zeigten, ob sie Wencker-Wildberg und seine Gesellen ernst nehmen sollten. Die Zweifel waren durchaus berechtigt, denn es zeigte sich alsbald, dass Wencker-Wildberg zu einer Minderheit unter den bayerischen Monarchisten zählte, die ihre Ziele mithilfe der Franzosen erringen wollten. Die meisten Monarchisten in Bayern standen in scharfer Opposition zu Frankreich. Vitus Heller, ein Würzburger Publizist und Politiker, der zeitweise selbst mit den separatistischen Kräften sympathisierte, steckte die Geheimgespräche Wenckers an die Presse durch und entzog damit allen Bemühungen den Boden. Wencker wurde in der Folge als „Französling" beschimpft und fallen gelassen. Die „traurigen Scheißkerle", so umschrieb Wencker selbst die Situation, „rückten feige von mir ab und schmissen mich aus ihrem Kegelklub raus."

Vielleicht deswegen kam Wencker-Wildberg aufgrund seiner Aktion alsbald mit der Staatsgewalt in Konflikt. Als er mit dem französischen Gesandten Émile Dard in München auf offener Straße gesichtet wurde, berichteten mehrere Zeitungen über seine Aktivitäten mit den Franzosen. Die Polizei durchsuchte die Räume Wenckers, fand aber keine belastenden Dokumente, weil er gewarnt worden war und kompromittierendes Material bereits verbrannt hatte. Mithilfe der Franzosen flüchtete Wencker nach Speyer und blieb dort, bis sich die Wogen gelegt hatten. Er ließ jedoch fortan die Finger von politischen Manövern (eine Parisreise im Jahr 1925 diente offenkundig privaten Zwecken); ein Verfahren vor dem Leipziger Reichsgericht wurde im Jahr 1925 eingestellt. 1928 übersiedelte Wencker beruflich nach Hamburg und hatte mit seinen ehemaligen Weggefährten keinen Kontakt mehr.

Doch die Schatten der Vergangenheit ließen ihn nicht los. 1932 wurden der Würzburger Polizei private Briefe Wenckers zugespielt, die Aufschluss über seine politischen Manöver in den Jahren 1920 bis 1923 gaben. Die Polizei leitete umfassende Ermittlungen ein und befragte das Umfeld und ehemalige Weggefährten. Wieder wurde vor dem Reichsgericht eine Anklage we-

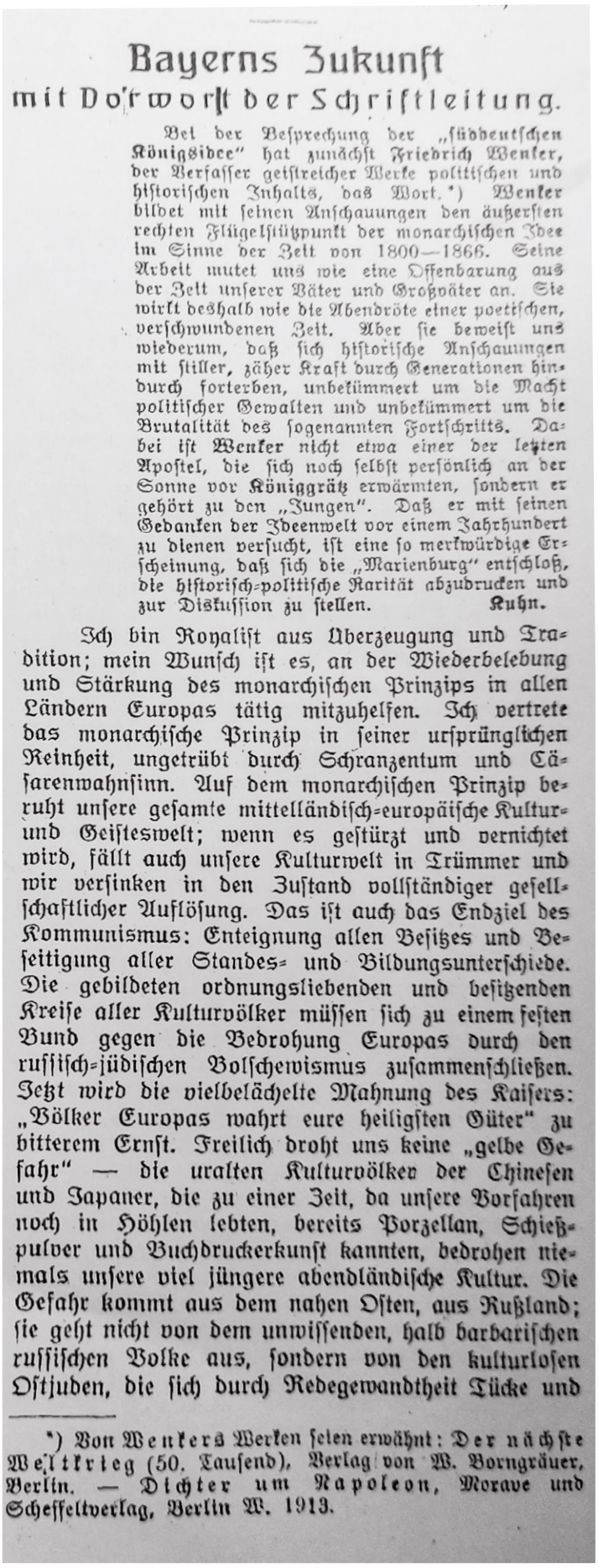
gen Landes- und Hochverrat eingeleitet – wieder wurde das Verfahren ohne Ergebnis eingestellt.

Damit war die Sache noch nicht zu Ende. Ein drittes Mal begann die Gestapo im Herbst 1939 gegen Wencker-Wildberg zu ermitteln, sogar das Reichsinnenministerium interessierte sich für den Fall. Wieder verlief die Sache glimpflich. Dabei mag ihm zugutegekommen sein, dass er auch immer wieder an nationalsozialistischen Hetzblättern wie dem *Weltpirat England* mitwirkte. Wencker-Wildberg, das zeigen die erhaltenen Briefwechsel aus der Kriegszeit, lebte jedenfalls relativ unbehelligt in Berlin; bei einem Luftangriff im Jahr 1943 verlor er seine Wohnung und seine gesamte Bibliothek, woraufhin er auf den Wildberghof umzog. Dort, so schien es, verloren ihn die NS-Machthaber aus den Augen.

Wer jedoch glaubt, seine politischen Fehlschläge hätten bei Wencker-Wildberg zu einem Umdenken geführt, sieht sich getäuscht. Im Sommer 1948 kontaktierte er Anton Berr, der dabei war, mit einigen Gleichgesinnten den Bayerischen Heimat- und Königsbund wieder zu begründen. Diese Gruppierung trat für die Restauration der Monarchie in Bayern ein. Wencker-Wildberg war sofort Feuer und Flamme für diese Idee. Er bot sich an, seine politischen Kontakte, insbesondere in Frankreich, zu aktivieren und signalisierte seine Bereitschaft, eine politische Zeitschrift ins Leben zu rufen. Seine Motivation teilte er in einem Schreiben vom 30. Juni 1948 ausführlich mit. Die Trizone sei nichts anderes als die Wiedergeburt von Preußen-Deutschland; echter Frieden könne nur von einem aufgeteilten Deutschland ausgehen. Daher plädierte Wencker-Wildberg für ein autonomes und neutrales Land Bayern, das sich eng an Frankreich anlehnt: Die bayerischen Herrscher hätten schon immer eng mit Frankreich zusammengearbeitet. Auch die protestantischen Franken, so war sich Wencker sicher, würden ihren Platz in diesem Bayern finden.

Doch wieder drang Wencker-Wildberg mit seinen großen Ideen nicht durch. Er stand noch bis 1950 in brieflichem Kontakt zu Berr, ohne dass konkrete Ergebnisse greifbar wurden. Diesmal zog sich Wencker endgültig aus dem politischen Geschäft zurück und wurde zu dem versonnenen alten Mann, den die Uffenheimer so schätzten. Er starb am 2. April 1970 in Uffenheim, wo heute eine Straße nach ihm benannt ist.

Alexander Wolz



Bayerns Zukunft

mit Vorwort der Schriftleitung.

Bei der Besprechung der „süddeutschen Königsidee" hat zunächst Friedrich Wenker, der Verfasser geistreicher Werke politischen und historischen Inhalts, das Wort.*) Wenker bildet mit seinen Anschauungen den äußersten rechten Flügelstützpunkt der monarchischen Idee im Sinne der Zeit von 1800—1866. Seine Arbeit mutet uns wie eine Offenbarung aus der Zeit unserer Väter und Großväter an. Sie wirkt deshalb wie die Abendröte einer poetischen, verschwundenen Zeit. Aber sie beweist uns wiederum, daß sich historische Anschauungen mit stiller, zäher Kraft durch Generationen hindurch forterben, unbekümmert um die Macht politischer Gewalten und unbekümmert um die Brutalität des sogenannten Fortschritts. Dabei ist Wenker nicht etwa einer der letzten Apostel, die sich noch selbst persönlich an der Sonne vor Königgrätz erwärmten, sondern er gehört zu den „Jungen". Daß er mit seinen Gedanken der Ideenwelt vor einem Jahrhundert zu dienen versucht, ist eine so merkwürdige Erscheinung, daß sich die „Marienburg" entschloß, die historisch-politische Rarität abzudrucken und zur Diskussion zu stellen. **Kuhn.**

Ich bin Royalist aus Überzeugung und Tradition; mein Wunsch ist es, an der Wiederbelebung und Stärkung des monarchischen Prinzips in allen Ländern Europas tätig mitzuhelfen. Ich vertrete das monarchische Prinzip in seiner ursprünglichen Reinheit, ungetrübt durch Schranzentum und Cäsarenwahnsinn. Auf dem monarchischen Prinzip beruht unsere gesamte mittelländisch-europäische Kultur- und Geisteswelt; wenn es gestürzt und vernichtet wird, fällt auch unsere Kulturwelt in Trümmer und wir versinken in den Zustand vollständiger gesellschaftlicher Auflösung. Das ist auch das Endziel des Kommunismus: Enteignung allen Besitzes und Beseitigung aller Standes- und Bildungsunterschiede. Die gebildeten ordnungsliebenden und besitzenden Kreise aller Kulturvölker müssen sich zu einem festen Bund gegen die Bedrohung Europas durch den russisch-jüdischen Bolschewismus zusammenschließen. Jetzt wird die vielbelächelte Mahnung des Kaisers: „Völker Europas wahrt eure heiligsten Güter" zu bitterem Ernst. Freilich droht uns keine „gelbe Gefahr" — die uralten Kulturvölker der Chinesen und Japaner, die zu einer Zeit, da unsere Vorfahren noch in Höhlen lebten, bereits Porzellan, Schießpulver und Buchdruckerkunst kannten, bedrohen niemals unsere viel jüngere abendländische Kultur. Die Gefahr kommt aus dem nahen Osten, aus Rußland; sie geht nicht von dem unwissenden, halb barbarischen russischen Volke aus, sondern von den kulturlosen Ostjuden, die sich durch Redegewandtheit Tücke und

*) Von Wenkers Werken seien erwähnt: Der nächste Weltkrieg (50. Tausend), Verlag von W. Borngräuer, Berlin. — Dichter um Napoleon, Morave und Scheffeltverlag, Berlin W. 1913.

Beginn aus dem Beitrag Wencker-Wildbergs in der Mai-Ausgabe 1920 von *Marienburg. Zeitschrift für kritische Betrachtungen der Vergangenheit und Gegenwart*. Der Artikel gleicht einem Manifest der Würzburger Monarchisten. FOTO: ARCHIV

Ein Arkadien für alle

Der Bamberger Hain ist der zweitälteste Volkspark der europäischen Gartengeschichte

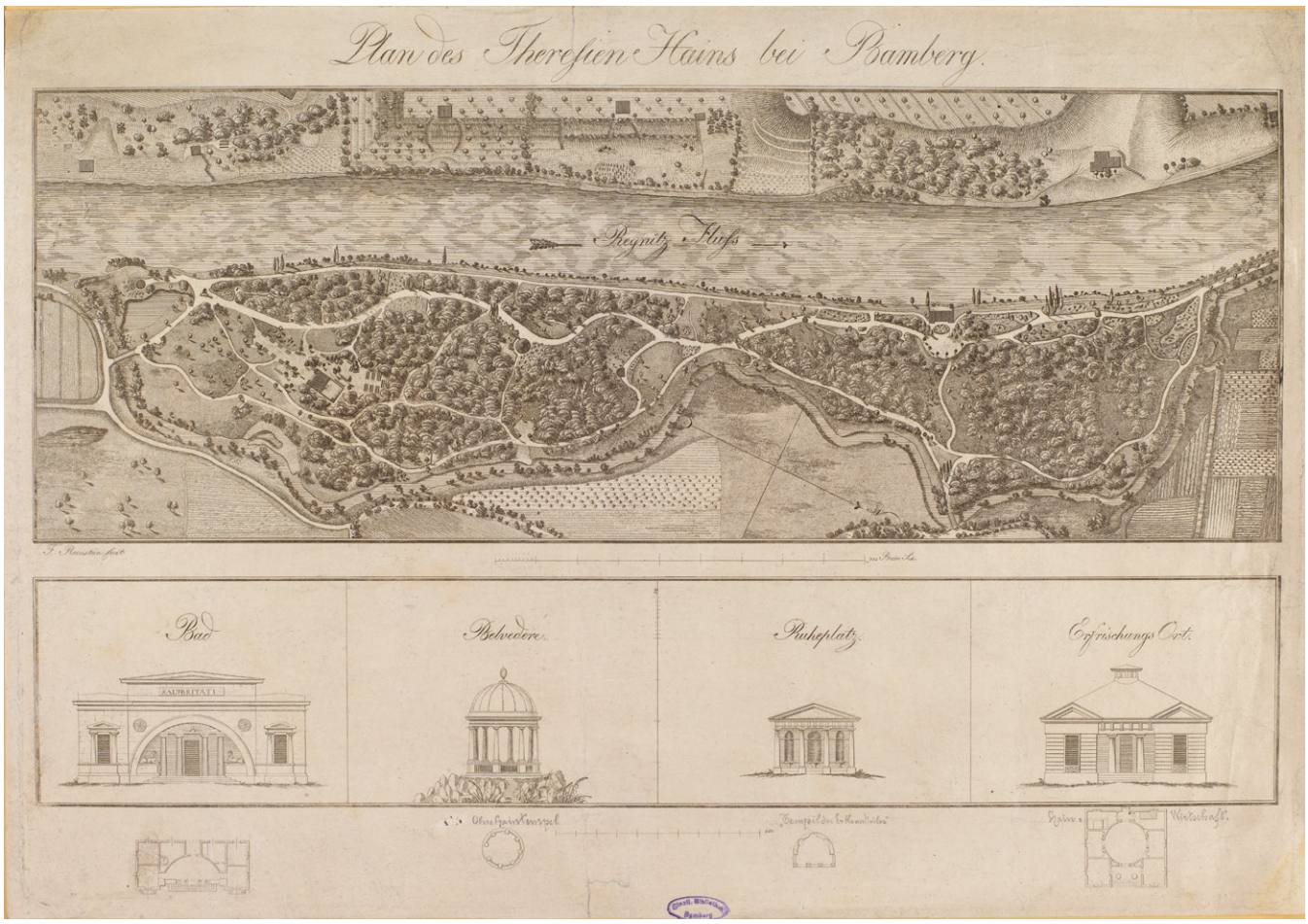
Wildlife Gardening, Guerilla Gardening und Urban Gardening haben derzeit Hochkonjunktur – als Folge des Klimawandels, eines stärkeren ökologischen Bewusstseins und damit verbundenen Bemühens um Nachhaltigkeit. Die Idee der Stadtbegrünung hat natürlich ältere Traditionslinien, erhielt aber durch die von England Ende des 19. Jahrhunderts ausgehende Gartenstadtbewegung wesentliche Impulse bis heute. Die Gestaltungsform von Volksgärten beziehungsweise Stadtgärten als Erholungsräume für die Stadtbevölkerung reicht bis zum Ende des 18. Jahrhunderts zurück und verortete sich in der Regel an Stellen, wo sich Gelände geringeren Bodenwerts nicht besser verwerten ließ. Dies trifft in dieser Hinsicht allerdings weniger für Bamberg zu, das sich gerade durch das produktive Gärtnerland in der Stadt auszeichnete.

Im Süden Bambergs, an die Hainstraße anschließend, befindet sich der sogenannte Hainpark. Er umfasst den Theresienhain nördlich des Münchener Rings und den südlich gelegenen Luisenhain. Der dem Luisenhain am Regnitzufer östlich gegenüberliegende kleine, hier untergeordnete Luitpoldhain vollendet die Trias. Der Mühlwörth bildet heute das nördliche Ende des flusswärts gelegenen Hains. Dieser – nach dem Vorbild des Englischen Gartens in München angelegte – Volkspark entstand ab 1803 auf Wunsch des Kurfürsten Maximilian IV. Joseph; ab 1806, als Bayern Königreich wurde, regierte er als Maximilian I. Joseph. Mit der Vorstellung eines Volksparks repräsentierte der Bamberger Hain nach dem Englischen Garten in München das älteste Beispiel dieses Typs in der europäischen Gartengeschichte.

ZUNÄCHST EIN NUTZWALD. Früher stand auf der Insel zwischen den Flussläufen, die sich mit jedem Hochwasser änderten, ein Auwald. Dieser mit Eschen, Erlen und Eichen durchsetzte Auwald war im Besitz des Domkapitels und wurde den Müllern zum Lehen gegeben, die dort Holz für Bau und Ausbesserung ihrer Mühlen fanden. Außerdem diente der Auwald als Rohstoffquelle für die Eichenlohe der Gerber, ferner als Weide für das Vieh und Eichelmastgrund der Mühlschweine. Bereits 1595 besingt der bambergische Historiograf Martin Hofmann den Mühlwörth in seiner lateinischen Elegie *Urbs Bamberga*, sich erfreuend an der Stille des Haines, dem Murmeln der Wasserläufe, der Kühlung durch linden Lufthauch – wenn er nur nicht vom weidenden Vieh und dem Arbeiten im Wald gestört werden würde. Noch aber stand der Nutzwert der Rohstoffe für die Gewerke im Vordergrund.

Die eigentliche Idee für einen Landschaftsgarten lieferte aber erst nach 1775 Christian Caius Hirschfeld in seiner später mehrbändigen Theorie der Gartenkunst. Darin formulierte er das Hauptziel eines Parkes, nämlich dienlich zu sein für den „Spaziergang des Volkes“, zur „Bewegung, Genuß der freyen Luft“ und „Erholung von Geschäften, geselligen Unterhaltung“. Eine Richtungsänderung bedeutete der „Volksgarten“,

Blick auf Bamberg vom Eingang des Theresienhains; auf der Lithografie (E. Neureuther, 1821) rechts angeschnitten die Rückseite des Badehauses. Die Fotografie zeigt die heutige Situation an der Mühlwörth-Promenade; links die Villa Concordia. FOTOS: STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG/GERALD RAAB, GERHARD HANDSCHUH



Unter seinem radierten Plan des Theresienhains (um 1816) hob Franz Reinstein die markanten Gebäude hervor: das Badehaus „Salubritati“, den Monopteros, den Ruhetempel und ein Wirtshaus.
FOTO: STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG/GERALD RAAB

für den Hirschfeld die Einfügung gerader Alleen empfahl, wie sie bereits von den Promenaden außerhalb der Städte geläufig waren, zumal früher die Benutzung von Alleen als Privileg des Adels erachtet wurde. In Bamberg war bereits mit der Anlage einer Promenade an der Stelle des einstigen Stadtgrabens zwischen Hauptwache und Langgasser Tor 1777/1779 auf Veranlassung des Fürstbischofs Adam Friedrich von Seinsheim ein erster Schritt getan worden.

ANMUTIGER LUSTORT. Das eigentliche Arkadien im Gebiet des Haines erkannten schon Auswärtige, so der 1792 Bamberg besuchende Theologe Clemens Alois Baader, der von seinem „Lieblingsspaziergang … oberhalb der Schießhütte am Ufer der Regnitz“ spricht. Ein „romantisches Wäldchen“ auf der einen und „Weinberge mit Landhäusern“ auf der anderen Seite des Flusses eigneten sich nach Meinung Baaders bestens dazu, „diesen Wald zum anmuthigsten Lustorte zu machen“.

Als Lohn eines Spaziergangs durch den Unteren und Oberen Mühlwörth winkte der Ausflugsort Bug, wie es ein Brief vom Mai 1800 beschreibt, als die Tochter der Schriftstellerin Caroline Schlegel (Muse verschiedener Dichter und Denker der Romantik) den Bamberger Hain besuchte. Den „Vergnügungsort der Bamberger“ in Bug („Buch“) erlebte sie als „ein Haus, das eine sehr schöne Lage am Wasser hat, und wo ein großer Saal ist, wo alle Wochen zwei mal Musik und Tanz ist“. „Sehr schön“ empfand sie den Weg dorthin „längs dem Flusse, der Rednitz (Regnitz)“ durch „einen sehr schönen Eichenwald“ zur Linken und „auf der anderen Seite des Flusses eine Kette von schönen grünen Hügeln, die sich im Wasser spiegeln und oben mit niedlichen kleinen Gartenhäuserchen gekrönt sind … kurz es ist eine himmlische Gegend“.

Aber erst mit der Säkularisation 1803, welche Franken zu den Gebieten Bayerns hinzufügte, gelang es auf Betreiben des Wittelsbacher Herrschers, einen Volksgarten einzurichten. Vorangegangen war München, wo bereits 1789 der heutige Englische Garten als erster Volkspark seiner Art in Europa angelegt worden war, der drei Jahre später seine Pforten für alle Münchner Bürger öffnete. Noch im März 1803 gab die neue Regie-

Szene am Fluss mit Harmoniebau im Theresienhain und Blick auf Buch (Bug), 1831. FOTO: STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG/GERALD RAAB

Den Prinzipien des englischen Landschaftsgartens folgend, wurde auch im Bamberger Hain ein subtiles Miteinander von Natur und Architektur geschaffen. Brachial allerdings das heutige Miteinander: Der idyllisch eingebettete Monopteros hat zum Nachbarn eine autobahnähnliche Straße bekommen.

FOTOS: STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG/GERALD RAAB, DPA/NICOLAS ARMER

rung in Bamberg ein Gutachten in Auftrag, wie „der Mühlwörth durch Ebnung der Wege, durch Pflanzung von Bäumen an den Ufern, … Setzung von Ruhebänken, Rosenstauden und anderem … mit geringen Kosten … verschönert werden könne". Genau genommen ist der bereits mit kurfürstlicher Verfügung von 1804 gesicherte Theresienhain das älteste Naturschutzobjekt in Deutschland überhaupt und zugleich ein erstes Waldschutzgebiet. In der Zeit von 1803 bis 1851 wurde dieser Auwald zu einem Volkspark im Stil englischer Landschaftsgärten umgewandelt, zumal – wie es in einer Anordnung zur „Schonung der neuen Promenade im Mühlwörthe" 1803 verlautete – „die Natur (hier) alles, die Kunst dagegen nicht das Geringste gethan" hatte.

TRANSFER VOM SCHLOSS IN DEN VOLKSPARK. Deshalb bestand Handlungsbedarf zur Umgestaltung, und ein trauriges Reservoir von Elementen hierzu bot Schloss Seehof. Alles, „was an blumentragenden Sträuchern und Bäumen überflüssig ist und was an Rosen, Spiräen, Flieder und Philadelphus abgegeben werden kann", wurde 1805 vom ehemaligen fürstbischöflichen Lustschloss bei Memmelsdorf in den neuen Volksgarten verbracht – vermutlich inklusive eines ersten Landschaftstempelchens, des Monopteros (sogenannter Druidentempel). Ganz dem zeitgenössischen Geschmack entsprechend war er von Wasser umgeben und über eine neu errichtete Brücke erreichbar. Die Wirkung wurde nicht verfehlt. 1826 hält ein Besucher in seinem Tagebuch fest, dass „am Ende des Haines, auf einer künstlich errichteten, sanften Anhöhe … ein schöner Tempel (stehe), von dem man zwischen dem Buchenwalde und einer Reihe alter Eichen ein herrliches Perspektiv nach Hirscheid (Hirschaid) hat, dessen hoher Turm bei Sonnenschein wie ein Spiegel glänzt".

Bereits damals wurde das Areal durch den Hollergraben in zwei Teile gespalten: den Unteren und den Oberen Mühlwörth, die wir heute als Theresien- und Luisenhain kennen. Hinsichtlich ihrer Besitzverhältnisse und der zum Teil damit verknüpften Entstehungsgeschichte müssen beide Gebiete einzeln betrachtet werden.

Die Geschichte des Volksparks beginnt mit der Umgestaltung des Unteren Mühlwörth, der seit 1816 als Theresienhain nach der bayerischen Kronprinzessin, der Gemahlin des Bayernkönigs Ludwig I., benannt ist. Therese von Sachsen-Hildburghausen hatte 1810 auf der Brautfahrt nach München in Bamberg übernachtet. Zunächst wurde das Terrain durch die Pflanzung einer Lindenallee (sogenannte Stengelallee) zwischen dem linken Regnitzarm und dem Hollergraben erschlossen. Der eigentliche Gestalter der ersten Entstehungsphase des Volksparks war

Für gesellige Kurzweil beim Flanieren durch den Park lud schon um 1810 ein Wirtshaus ein. FOTO: STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG/GERALD RAAB

der königlich-bayerische Beamte Stephan Freiherr von Stengel (1750 bis 1822), seit 1803 Vizepräsident der bambergischen Landesdirektion. Ganz nach dem Vorbild des Englischen Gartens in München sollte der Garten Pavillons, Denkmäler und Tempelchen erhalten. Unter der Aufsicht des Freiherrn wurden in der Folge Gehölze gepflanzt, Wege angelegt und Staffagebauten wie der Monopteros errichtet. Mit dem Badehaus beziehungsweise der Brücke über den Hollergraben entstand ein Volkspark, der ganz im Sinne der englischen Gartenkunst Natur und Architektur miteinander kombinierte.

IN STÄDTISCHER OBHUT. Auseinandersetzungen in Bezug auf die Unterhaltungskosten bewogen König Ludwig II. 1870, das Gelände der Stadt Bamberg zu schenken. Im Gegenzug musste Bamberg sich verpflichten, den Hain als Park für die Bevölkerung zu erhalten. 1808 entstand auch eine Kurhalle (ein Staffagebau aus dem Schlossgarten von Geyerswörth) zum Ausschank gesunder Getränke. Dieses Erfrischungshaus, Malmaison genannt, diente als Treffpunkt für „Lustwandler des Morgens und Abends“, wo auch – so 1819 in der Beschreibung Bambergs durch den Bibliothekar Johann Heinrich Jäck – „jeden Mittwoch und Freitag eine militärische Musik“ geboten wurde. 1910 musste es allerdings dem Denkmal König Ludwigs II. weichen und wanderte an den südlichen Rand der zu Ehren von Friedrich Schillers 100. Geburtstag 1859 benannten Schillerwiese im Luisenhain. Heute dient sie als Ruhetempel oder für Aufführungen und ist in den Sommermonaten ein beliebter Treffpunkt für die Jugend. 1815 veranlasste der Architekt Ferdinand von Hohenhausen, seines Zeichens königlicher Landbauinspektor und bei den Bambergern damals recht unbeliebt, die Errichtung eines Badehauses in der Mischung klassizistischer und ägyptischer Motive mit der lateinischen Überschrift „Salubritati“ („Dem Wohlbefinden gewidmet“).

Aufgrund vermeintlicher Nutzungsmängel – die Badekabinen sollen selbst im Sommer „Eiskeller“ gewesen sein – verballhornte die Bamberger Bevölkerung das edle Salubritati zum „Sauluderbadi“, rissen es 1913 ab und verwendeten lediglich die dekorativsten Teile als Musikpavillon wieder. Dieser ersetzte von da an einen bereits seit 1885 existierenden hölzernen Musikpavillon. Der noch von Hohenhausen veranlasste Bau eines Wirtshauses – spöttisch „blecherne Gewürzbüchse“ genannt – gefiel nicht, da der Speisesaal ohne Durchfensterung errichtet worden war. Ein nach dem Abbruch 1858 errichteter Neubau im Schweizer Stil wurde in den 1930er-Jahren um ein Schaugehege (Bamberger Zoo), unter anderem mit Affen, Rehen, Waschbären und Pfauen, bereichert. In der Funktion als Café konnte sich dieses Gebäude aber auch nur bis 1948 halten und erlebte 1968 den endgültigen Abriss. Die nach

Mächtige dorische Säulen und Sphingen zierten das 1815 errichtete Badehaus, über dessen Eingang der Schriftzug „Salubritati" (Wohlbefinden) die Gäste begrüßte. 100 Jahre später war der Bau verschwunden – zugunsten eines neuen Bootshauses. Einige Architekturelemente wurden in den Musikpavillon übernommen.

FOTOS: STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG/GERALD RAAB, GERHARD HANDSCHUH

der Abtragung des Salubritati erhalten gebliebenen Bretterbuden wurden für ein 1935 eröffnetes „neuzeitliches städtisches Licht-, Luft- und Flußbad" genutzt, eines der bis heute wenigen erhaltenen Flussschwimmbäder in einer Stadt.

AUSFLUG NACH BUG. An lobenden Stimmen über die Parkanlage fehlte es trotz der Proteste gegen die Innovationen des Landbauinspektors von Hohenhausen von Gründungsbeginn an nicht. Im August 1810 führte eine Reise den Nürnberger Geistlichen Johann Christoph Wilder, der auch zeichnerisch begabt war, gemeinsam mit seinem Bruder nach Bamberg. Wie Ersterer in seinem *Tagebuch reisender Künstler* festhielt, gelangten sie auch in den sich entwickelnden Park: „Der Weg dahin ist entzückend, die alten Buchen u. Eichen, unter deren erquikkenden Schatten man hier wandelt, wünschten wir bei Nürnberg zu haben … Unterwegs findet man Ruhesize, einige schattige Lauben, ein rundes offenes Gebäude mit Stroh gedeckt, einige Tempel u. chinesische Häuschen." Nachdem sie „von einem gepuzten Schiffer über den Fluß gesezt wurden", gelangten sie in das beliebte Ausflugslokal in Bug: „Hier sahen wir die schöne Welt von Bamberg im Grünen versammelt u. ergötzten uns an den muntern Tänzen, welche bald darauf im Saal begannen. Als es anfing Dunkel zu werden, ließen wir uns überschiffen u. genossen noch einmal des herrlichen Weeges durch das Buchenwäldchen." Auch der berühmte Romantiker, Dichter und Komponist E. T. A. Hoffmann, welcher von 1808 bis 1813 in Bamberg lebte, liebte den Hain. Mehr noch schätzte der Dichter ebenfalls die Einkehr im Dorf Bug, heute ein Bamberger Stadtteil. Im ehemaligen fürstbischöflichen Forsthaus, jetzt „Hotel Lieb" mit Cafébetrieb, führte der Wirt Johann Striegel einen Gasthof, der sich allgemein großer Beliebtheit erfreute. Bei Spaziergang und Einkehr fand der Dichter Inspiration für seine literarische Arbeit, wie seine Geschichte von Berganza – dem sprechenden Hund – beweist. Diesen Hund will

Die 1808 errichtete Kurhalle hat längst ihre ursprüngliche Funktion verloren, wird heute aber noch gerne als „Ruhetempel" aufgesucht. Allerdings findet man diesen nicht mehr dort, wo die Halle vor über 200 Jahren errichtet wurde: Diese wich nämlich dem Denkmal für Ludwig II. und steht heute am südlichen Ende der Schillerwiese. Ludwig II. hatte 1870 endgültig festgelegt, dass der Hain allen Bürgern offenzustehen habe und sich die Stadt um ihn kümmern müsse.

FOTOS: STADTARCHIV BAMBERG/ERHARDT (1879), DPA/NICOLAS ARMER

E. T. A Hoffmann eines Nachts auf seinem Weg nach Hause durch den Hainpark getroffen haben, wie er in der *Nachricht von den neuesten Schicksalen des Hundes Berganza* schreibt: „Bekanntlich wird man in – y – dicht bei dem Wirtshause erst über den Strom gesetzt, und tritt dann jenseits desselben in den Park, der sich zur Stadt hinzieht“ … „Mit der Weisung des Fährmanns, mich recht auf dem breiten Wege zu halten, weil ich dann unmöglich fehl gehen könne, lief ich in der kühlen Nacht rasch von dannen, und war schon ein paar Schritte bei der im Mondschein hellglänzenden Statue des heiligen Nepomuk vorüber, als ich mehrmals hintereinander angstvolle Seufzer ausstoßen hörte. Unwillkürlich stand ich still – mich durchflog die frohe Ahnung, es könne mir wohl etwas ganz besonders begegnen, was in diesem ordinären hausbacknen Leben immer mein Wunsch und Gebet ist.“ Eine der vielen Statuen im Hain illustriert diese Begegnung. Noch ganz der Idee der Romantik entsprach eine 1812 von Johann Baptist Cavallo, Kaplan an der Oberen Pfarre in Bamberg, veröffentlichte „Einladung zum Lustwandeln nach dem Mühlenwörthe“. Sie verhieß einen „reitzenden Spatziergang bey Bamberg“ zu einem „Grazien-Lustplatz“, wo sich „kühn in die Bläue/Ehrwürdige Eichen“ türmten und „in pyramidischer Scheidung/Zwei majestätische Flügel“ bildeten, die „im perspektivischen Grunde ein Landschafts-Bildnis“ offenbarten.

Ab 1825 erfolgte ein weiterer Ausbau des Parkes durch das Gebiet des Oberen Mühlwörths bis zur Buger Spitze. Diesen neuen Bereich benannte man 1828 nach einem weiteren Mitglied der königlichen Familie in Luisenhain um, nachdem der in Bamberg geborene Herzog Maximilian in Bayern mit seiner Gemahlin Ludovika Wilhelmine, genannt Luise, die Domstadt im Oktober des Jahres besucht hatte. Zuvor hatte die Stadt Bamberg das ganze Terrain von Privatbesitzern erworben. Sämtliche Umgestaltungen zum Landschaftspark wurden somit von Anfang an von der Stadt initiiert und mit deren Geld beziehungsweise durch Spenden aus der Bevölkerung finanziert.

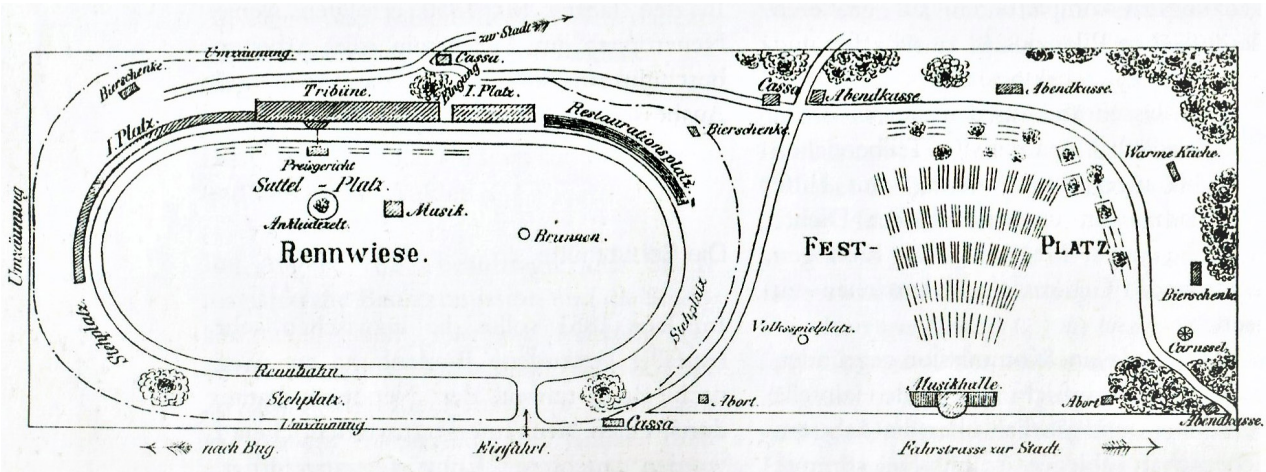
Die begrenzten finanziellen Mittel erlaubten nur eine schrittweise Gestaltung zu einem zusammenhängenden Volkspark – zu diesem Zeitpunkt einzigartig in Deutschland. Dieser konnte erst im Jahr 1851 vollendet werden und sollte sportlichen Aktivitäten wie Radrennen, Turnfesten und Ruderregatten Raum bieten. Als Ersatz für das Lustwandeln an frischer Luft sollten Sport, Einkehr und musikalische Veranstaltungen dienen. Dort, wo sich seit 1908 die Tennisplätze befinden, legte man 1884 eine 400 Meter lange Radrennbahn an mit Zuschauertribüne, Ankleidezelt und Kassenhäuschen; die Bahn hatte 20 Jahre lang Bestand. Der Zeitmode entsprechend fanden die ersten Rennen des 1882 gegründeten Velociped-Clubs

Nicht nur, dass das Regnitzwasser für das Mikroklima im Hain wichtig ist: Auf und im Fluss sind Sportler in ihrem Element. Oben zwei alte Ansichten der städtischen Schwimmschule. Bis heute gibt es im Hain ein öffentliches Flussbad (2008 saniert). Das Bootshaus wurde 1914 im Schweizer Stil errichtet. Ruderbegeisterte gab es da schon längst: 1884 formierte sich ein Ruderclub, 1905 der Ruderverein und 1909 der Regattaverein. FOTOS: STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG/ GERALD RAAB, BERND DESCHAUER, DPA/DAVID EBENER

Alleine oder in geführten Touren: Der Bamberger Hain ist beliebt bei Radlern – und das mit Tradition: 1884 wurde dort gar eine Velociped-Rennbahn angelegt. Allerdings hatte sie nur gut zwei Jahrzehnte Bestand, dann nahmen Tennisspieler das Areal in Beschlag. FOTOS: DPA/DAVID EBENER, GERHARD HANDSCHUH

Bamberg noch mit Hochrädern statt. Durch die Regulierung der Regnitz 1852/53 entstandene Altwässer boten zudem die Möglichkeit, einen Hainweiher (Schwanenweiher) zu schaffen, der seit 1893 im Winter zum Schlittschuhlaufen und Eisstockschießen genutzt werden kann.

Bereits ein Wegweiser für Fremde und Einheimische für „Bamberg und seine Umgebungen" von 1834 rühmt, dass im Süden der Stadt „der besuchteste und angenehmste Spaziergang" zu finden sei. Im „romantischen Dörfchen Buch" (Bug) am Ende des Haines läge gar „ein Hauptvergnügungs-Ort der Einwohner mit einer herrlichen Aussicht auf die Regnitz, die Forchheimer Gebirge, das Giechschloß". Ähnliche Gründe bewogen im Sommer desselben Jahres den berühmten Gartengestalter und Lebenskünstler Fürst Pückler-Muskau, nicht nur wenige Tage, sondern mehrere Wochen in Bamberg zu bleiben und von Bug mit der Fähre übersetzend den Park zu erkunden. „Hier erreichte ich", schreibt er, „zuletzt den lieblichen Theresienhain (...), das Rosenthal der Bamberger, wo unter hohen Eichen Kaffeehäuser, Flußbäder, Promenaden, Tempel



und Ruhesitze die Städter an jedem schönen Tage zum Genusse ländlicher Freuden einladen." Auch als König Max II. von Bayern 1851 mehrere Tage mit Gemahlin in Bamberg weilte, diente das Dörfchen Bug als Ausgangspunkt für eine abendliche Wasserfahrt entlang des Haines zur glänzend beleuchteten Concordia. Begeistert äußerte sich der überraschte König gegenüber den begleitenden Bamberger Honoratioren: „Das kann Ihnen keine andere Stadt nachmachen, … das ist in der Tat ein venetianisches Bild."

Endgültig an die Stadt ging, wie erwähnt, der Park aber erst durch eine Schenkung König Ludwigs II. mit der Auflage, „den Hain in seiner Eigenschaft als Park zu erhalten und den Zugang zu demselben dem Publikum, es mag einheimisches oder fremdes sein, stets unentgeltlich offen zu lassen". Als Dank errichteten die Bamberger ihrem Monarchen hierfür im Jahr 1910 ein Denkmal.

Eine weitere Bereicherung war der 1923 entstandene botanische Garten, der anfänglich als Arzneimittel-, Kräuter- und Lehrgarten diente. Dieser schulische Charakter geriet jedoch schnell in Vergessenheit. Stattdessen begann man mit der Anlage zahlreicher Schmuckrabatten, welche bis in die Gegenwart Touristen und Einheimische verzaubern.

RARITÄTEN AUS FLORA UND FAUNA. Seit 2001 ist der Hain als europäisches Fauna-Flora-Habitat-Schutzgebiet ausgewiesen. Eine Reihe bedrohter Tierarten (unter anderem 13 verschiedene Arten von Fledermäusen sowie 46 Vogelarten, darunter mehrere Arten von Spechten) sowie eine reiche Flora (vor allem ein seit 1880 existierender Kranz seltener ausländischer Eichen wie Rot-, Zerr- und Säuleneichen, ferner Schwarzmeereichen und Ungarische Eichen) zeichnen dieses Gebiet aus. Seit 2005 unterstützt ein Bürgerparkverein die Pflege des Parks durch Spenden und Beiträge.

Nicht zum Vorteil gereichte die optische und akustische Durchtrennung des Parks in den 1970er-Jahren, dem Trend der autogerechten Stadt folgend, durch die autobahnähnliche B 22. Dennoch lieben die Bamberger ihren Park. Gerade in Zeiten der Entschleunigung infolge der durch Corona erzwungenen Reisebeschränkungen boten Spaziergänge die Chance, die Umweltwahrnehmung zu erweitern. Der durch seinen *Spaziergang nach Syrakus* berühmt gewordene Schriftsteller Johann Gottfried Seume pries in seinem Reisebericht *Mein Sommer* 1805 das Gehen als Mittel zur Welterfahrung schlechthin: „Wer geht, sieht im Durchschnitt anthropologisch und kosmisch mehr, als wer fährt", und er war der Meinung, „daß alles besser gehen würde, wenn man mehr ginge". Sein Fazit: „Fahren zeigt Ohnmacht, Gehen Kraft." Körperbewegung initiiert Geistesbewegung – eine Weisheit, die schon den griechischen Peripatetikern in der Antike geläufig war. „Komm in den totgesagten park und schau": Die Aufforderung Stefan Georges 1897 in seinem Buch *Das Jahr der Seele* erweitert den Parkbesuch zum Gang durch die eigene Seelenlandschaft. In akademischer Form begründete der Schweizer Soziologe und Nationalökonom Lucius Burckhardt (1925 bis 2003) sogar das Flanieren durch Straßen und Parks zur Promenadologie (Spaziergangswissenschaft), bei der er die verlangsamte Wahrnehmung effektiv für Städtebau und Landesplanung nutzte. *Gerhard Handschuh*

1906 legte man im Hain einen botanischen Garten zu Lehrzwecken für Schüler an. Die Anlage mit dem sogenannten Metznerhäuschen wurde in jüngerer Zeit saniert. Der Pavillon war zuvor das Gartenhaus der in der Hainstraße wohnenden Familie Metzner. Es wurde 1924 an die heutige Stelle versetzt. FOTO: BERND DESCHAUER

Grundlegende Literatur

Breuer, Tilmann: Der Hain zu Bamberg – eine Volksgartenanlage des frühen 19. Jahrhunderts und ihre Bauten. In: 111. Bericht des Historischen Vereins Bamberg, Bamberg 1975, Seiten 389-429.

Schatten, Katja: Theresien- und Luisenhain in Bamberg. Ein Beitrag zur Frühgeschichte der Volksparks in Deutschland. Mag. Arb., Bamberg 1994.

Dubler, Marion: Bambergs schöne Gärten. Geschichte und Geschichten. Bamberg 2001, Seiten 86-99.

Wiegel, Helmut/Dubler, Marion/Schlumprecht, Helmut: Der Bamberger Hain. Parkpflegewerk – Geschichte, Denkmalpflege und Naturschutz. Bamberg 2004.

Sperber, Georg: Der Bamberger Hain. Deutschlands ältestes Waldschutzgebiet – ein Naturerbe von europäischer Bedeutung. In: Jahrbuch des Vereins zum Schutz der Bergwelt, 70. Jg., München 2005, Seiten 177-188.

Kohn, Werner/Krings, Wilfried: Hainblicke. Theresienhain, Luisenhain, Luitpoldhain. 2 Bände, Bamberg 2015.

Im Internet

http://www.buergerparkverein.de/der-hain/nachbarschaften

Raub oder Rettung?

Vor 400 Jahren wurde die berühmte „Bibliotheca Palatina“ von Heidelberg nach Rom gebracht – und Bayern ging leer aus

Bücher habe ihre Schicksale“: Dieser Satz des römischen Dichters Terentius gilt auch für die Bestände der Bibliotheca Palatina. Die „Mutter aller Bibliotheken“ beanspruchte Papst Gregor XV. im Zuge der Eroberung Heidelbergs durch Tilly, den legendären Feldherrn von Herzog Maximilian I. Mögen der Name Palatina (lateinisch für Pfalz) und der Standort Heidelberg zunächst auf das Kurfürstentum der Pfalz verweisen, so sind die Bezüge zu Bayern mehr als deutlich: sowohl was die Zusammensetzung ihrer Bestände betrifft als auch die Umstände ihrer „Verlagerung“ von Heidelberg über München nach Rom.

Ende Februar 1623 erreichte ein schier endloser Zug von Frachtwägen, gesichert von einer berittenen Militäreskorte, die Residenzstadt München. In den Kisten verpackt befand sich eine komplette Bibliothek. Es war die Kriegsbeute aus der Eroberung Heidelbergs im September 1622. Herzog Maximilian (er wurde Ende Februar 1623 Kurfürst) hatte im Vorfeld seinen General ausdrücklich gebeten, bei einer möglichen Plünderung Heidelbergs die Bibliothek in der dortigen Heiliggeistkirche zu schonen und sie unbeschadet nach München zu bringen. Aber es geschah letztlich nicht auf sein Geheiß, dass dieser einmalige Schatz in seine Residenzstadt kam – und obendrein weiterreiste.

SYSTEMATISCHER AUSBAU. Die Bibliotheca Palatina, wie sie später genannt wurde, hatte nicht nur in der gelehrten Welt einen hervorragenden Ruf. Prächtig ausgestattete Bibliotheken mit vielen seltenen Objekten, Büchern wie Handschriften, dienten dem Repräsentationsbedürfnis der Fürsten des 16. und 17. Jahrhunderts – so auch der Pfälzer Kurfürsten, die bereits Mitte des 15. Jahrhunderts anfingen, neben der Universitätsbibliothek eine fürstliche Büchersammlung anzulegen und deren Bestände auszubauen. Die Wiederentdeckung antiker Autoren beförderte den Sammeleifer humanistischer Gelehrter in ihrer Jagd nach alten Handschriften. Sie durchkämmten Klosterbibliotheken und andere Sammlungen nach unbekannten Manuskripten, begannen diese zu kaufen oder zu kopieren und schließlich auch zu publizieren.

ULRICH FUGGER: 275 ZENTNER BÜCHER. Daneben trugen die dynastischen und konfessionellen Verwicklungen des 16. Jahrhunderts zur Ausweitung der Bücher- und Handschriftenbestände Heidelbergs bei. Der in Augsburg geborene Humanist Ulrich Fugger (1526 bis 1584) erbte von seinem Vater Raymund die Liebe zur Antike und zu schönen Dingen. Die europaweiten Geschäftsverbindungen seiner Familie nutzte er zum Erwerb von Büchern, Handschriften und vollständigen Humanistenbibliotheken. Vor allem Venedig war ein Zentrum des Handels mit alten Manuskripten. So soll Fugger in sieben Jahren, zwischen 1546 und 1552, die ungeheure Summe von 126 000 Gulden für den Kauf von Manuskripten und Büchern ausgegeben haben, aber auch zur Förderung von Gelehrten und der Realisierung der Edition von Druckausgaben antiker Autoren.

1553 konvertierte Ulrich Fugger zum Protestantismus und war im katholischen Bayern und seiner katholischen Familie nicht mehr gelitten. Wegen seiner gewaltigen Geldausgaben stellte ihn 1562 die Stadt Augsburg auf Veranlassung der Familie unter Kuratel. Gerne nahm er daher das Angebot des Pfälzer Kurfürsten Friedrich III. an und über-

Von links: Ganz auf Repräsentation bedacht, pflegte Ottheinrich auch eine Bibliothek mit ebenso prächtig ausgestatteten wie wissenschaftlich wertvollen Werken. Nach der Eroberung Heidelbergs hatte es auf diesen Schatz Bayerns Herzog Maximilian I. abgesehen, er zog jedoch den Kürzeren: Die Sammlung ging an Papst Gregor XV. nach Rom. FOTOS: BSB BILDARCHIV

Die Ottheinrich-Bibel ist eine der kostbarsten Bilderhandschriften der Welt. Von Neuburg nahm sie Ottheinrich mit nach Heidelberg – Herzog Maximilian I. „entführte“ sie 1622 nach München. Allerdings wurde sie schon bald erneut Kriegsbeute: 1632 nahmen sie schwedische Besatzer mit. Dann tauchte sie am Hof von Sachsen-Weimar und später von Sachsen-Gotha auf. Aus dortigem Familienbesitz erwarb der Freistaat Bayern 1950 drei der acht Teile. Die restlichen Bände kamen erst 2007 zurück nach München – dank einer Finanzierungsallianz konnten sie vor dem Auktionshandel in London gerettet werden.
FOTO: DPA/FRANK MÄCHLER

siedelte 1564 nach Heidelberg. In der Folge holte er nicht nur seine umfangreiche Bibliothek mit reformatorischer Literatur an den Rhein, sondern auch seine Handschriftensammlung griechischer, lateinischer, hebräischer und orientalistischer Manuskripte, die in ihrer Zeit zu den bedeutendsten Sammlungen zählte. Rund 275 Zentner Bücher fanden so auf vier Wagen den Weg von Bayern in die Pfalz. Eine Inventarliste von 1571 ergibt etwa 500 Pergamenthandschriften, rund 800 Papierhandschriften und 8200 Drucke. Fugger baute bis zu seinem Tod im Jahr 1584 die Bibliothek noch weiter aus: Unter anderem kaufte er die Bibliothek seines Freundes, des in Lindau geborenen Achilles Pirmin Gasser (1505 bis 1577), der ebenfalls ein fanatischer Sammler war. Fugger zahlte 800 Gulden für dessen Bestände.

Nach dem Tod Fuggers 1584 ging seine Büchersammlung in das Eigentum des pfälzischen Kurfürsten über.

OTTHEINRICH: BÜCHER ZUM REPRÄSENTIEREN. Einer der prominentesten Besucher im Hause Fugger war bereits in den 1550er-Jahren ein anderer passionierter Büchersammler seiner Zeit: Pfalzgraf Ottheinrich von Pfalz-Neuburg, der 1556 in Erbfolge Kurfürst der Pfalz wurde. Er erweiterte die Heidelberger Büchersammlung – man sprach von ihr schließlich sogar als der „Mutter aller Bibliotheken“. Ottheinrich besaß nicht nur eine Reihe von großformatigen Wandteppichen, sondern sammelte auch noch andere Objekte wie etwa Kupferstiche oder Münzen – und natürlich Bücher, gedruckte wie ungedruckte. Seine Bibliophilie zeigt sich darin, dass er alle Bücher und Handschriften einheitlich in Kalbsleder binden und auf dem Umschlag sowohl mit seinem Konterfei als auch mit seinem Wahlspruch „mit der zeyt“ versehen ließ. Dem Kurfürsten galten seine Bibliothek und Prachteinbände bewusst zur Selbstdarstellung.

ANSCHAFFUNGSETAT PER TESTAMENT. Mit Antritt seiner Regentschaft als Kurfürst nahm Ottheinrich sowohl seine private Sammlung als auch die Sammlung seines Fürstentums Pfalz-Neuburg mit nach Heidelberg (jedenfalls das, was nach seiner Ächtung und Verbannung sowie der Besetzung seiner Neuburger Residenz übrig geblieben ist und was er danach wieder aufbauen konnte). Kurz vor seinem Tod 1559 verfasste Ottheinrich ein Testament, das sich allein auf zwei Seiten nur mit der Zukunft seiner Büchersammlung beschäftigt und allein damit schon dokumentiert, wie wichtig ihm seine Bibliothek nicht nur zu Lebzeiten, sondern auch nach seinem Tod war. So bestimmte er beispielsweise, dass für die Bibliothek jährlich auf der Frankfurter Messe mindestens für 50 Gulden Bücher zu beschaffen seien. Falls diese Summe mangels entsprechender Bücher nicht ausgeschöpft werden konnte, verfiel die Summe nicht, sondern konnte ins folgende Jahr übertragen werden und somit den nächsten Etat aufstocken. Zum Vergleich: Der Hauslehrer Ottheinrichs, den sein Vormund Jahrzehnte zuvor für sein Mündel bestellt hatte, bekam an Jahreslohn gerade mal 25 Gulden. Zur Sicherstellung der 50 Gulden verfügte Ottheinrich eine Stiftung von 2000 Gulden, woraus jährlich die geforderte Summe zu entnehmen war. Von bibliothekarischem Sachverstand zeugt zudem seine Einschränkung, dass die genannte Summe ausschließlich zum Bucherwerb und nicht für mögliche Einbandkosten zu verwenden sei. Es gab also einen regelmäßigen Anschaffungsetat, wie es ihn in dieser Form wohl in keiner anderen Bibliothek dieser Zeit gegeben haben dürfte.

Ottheinrich war beim Erwerb von Büchern nicht sonderlich zimperlich. So hat er als erster protestantischer Kurfürst der Pfalz bei der Säkularisation der Klöster in seinem Machtbereich die traditionsreiche und schon damals überaus geschätzte Bibliothek des Klosters Lorsch „samt butzen und stil" mitgenommen – darunter neben anderen mittelalterlichen Handschriften auch das berühmte *Lorscher Evangeliar*, das in der Hofschule Karls des Großen um 810 entstanden war.

Was Ottheinrich nicht ahnte: 1622, also 100 Jahre, nachdem er in Pfalz-Neuburg die Regentschaft übernommen hatte und er damit überhaupt die Mittel und die Möglichkeit bekam, Bücher in größerem Umfang zu sammeln, entschied sich auch mit der Niederlage der protestantischen Pfälzer im Kampf mit den wittelsbachischen Vettern in München das Schicksal seiner Bibliothek – und nicht nur seiner. Schließlich hatten Ottheinrich und seine Pfälzer Verwandten durch die Hinwendung zum Protestantismus diesen militärischen Konflikt mit heraufbeschworen.

BEGEHRTE EROBERUNGSBEUTE. Mit der Niederlage des pfälzischen „Winterkönigs" Friedrich V. in der Schlacht am Weißen Berg (November 1620) in Böhmen war das Schicksal der Pfalz besiegelt. Kurfürst Friedrich V., inzwischen in Den Haag im Exil, beschwor schon im Oktober und November 1621 seine Räte in Heidelberg, Bibliothek und Archiv in Sicherheit zu bringen. Als die Truppen der Liga Heidelberg eroberten, spekulierte Herzog Maximilian nicht nur auf den Kurfürstenposten, der nach der Maßgabe der „Goldenen Bulle" alternierend zwischen der Pfalz und Bayern wechseln sollte; er rechnete ebenfalls mit dem Besitz der oberen Pfalz und der in Heidelberg lagernden Bücher. Die Heidelberger Büchersammlung schien ihm vor allem für ein geplantes Geschichtswerk wichtig, vermutete er doch in der Pfalz umfangreiches Material zur Geschichte der Wittelsbacher Familie.

Das Fell des Bären wurde quasi schon vor seinem Erlegen verteilt: Auf die Pfälzer Büchersammlungen hatte lange vor der Eroberung Heidelbergs neben Herzog Maximilian eine Reihe anderer Interessenten ein Auge geworfen. Kaiser Ferdinand II. etwa: Er bat noch vor der Einnahme Heidelbergs Tilly um die Überlassung der Kriegsbeute, darunter an erster Stelle die „ansehnlich, weit und breit berümbte Bibliothek".

PÄPSTLICHE KONKURRENZ. Ein noch gewichtigerer Interessent war der Papst in Rom. Auch in der vatikanischen Bibliothek waren die kurpfälzischen Bücherschätze längst bekannt. Papst Gregor XV. sammelte ebenfalls leidenschaftlich Bücher. Die größte Sammlung protestantischer Literatur in deutschen Landen, sowohl von Handschriften als auch von Büchern, erregte das Interesse des Vatikans; der Hort „ketzerischer" Bücher sollte unbedingt hinter den Mauern des Vatikans verschwinden – vorgeblich.

Und so tat gleichzeitig mit Kaiser Ferdinand auch der Vatikan die ersten Schritte zur Einverleibung der Palatina bereits 1621: Am 18. Dezember erhielt der in Köln residierende päpstliche Nuntius Montoro einen Brief aus Rom, in dem ganz unverblümt der „Wunsch" des Papstes geäußert wird, nach der Eroberung Heidelbergs in den Besitz der dortigen Bibliothek zu kommen. Mit der gleichen Post erhielt der Erzbischof von Mainz die Aufforderung, im Falle der Belagerung Heidelbergs für den Schutz der Bibliothek Sorge zu tragen. Ein Schreiben ähnlichen Inhalts erhielt auch der päpstliche Nuntius in Flandern.

MAXIMILIAN ÜBERGANGEN. Die regen diplomatischen Kontakte, wie künftig mit der Büchersammlung vom Rhein zu verfahren war, verliefen zu dieser Zeit hinter dem Rücken von Herzog Maximilian. In den Münchner Archiven findet sich in der reichen Überlieferung kein Beleg von einer Unterrichtung oder gar Beteiligung des Wittelsbachers. Schließlich war es einfach ausgemachte Sache, dass der Herzog dem Papst die Heidelberger Büchersammlung zu schenken habe. Maximilian erfuhr von diesen Vorgängen und Vereinbarungen erst im Herbst 1622. Es waren also auf diplomatischem Weg vollendete Tatsachen geschaffen worden, die Maximilian keine andere Wahl ließen, zumal auch die spanische Infantin Isabella mit diesem Vorgehen einverstanden war.

Quelleneditionen aus jüngerer Zeit werfen damit ein neues Licht auf die damaligen Vorgänge, die durch die Forschungen des 19. Jahrhunderts weitgehend gesichert schienen. Die Frage entzündete sich allein daran, wie das Verhalten des Bayernherzogs und alsbaldigen Kurfürsten bei der wenig rühmlichen Bücherverlagerung zu bewerten sei. Spekulationen der Historiker, warum Maximilian die Palatina dem Papst „schenkte", haben sich damit erübrigt und der Bayernherzog ist entlastet: Man hatte nämlich Maximilian unterstellt, dass die Initiative zum Verschenken der Palatina von ihm selbst ausgegangen sei – um sich beim Papst anzubiedern. Die Quellen führen jedoch zu einer anderen Interpretation. Der Dankesbrief aus Rom an den Herzog belegt obendrein die Sammelleidenschaft des Papstes als eigentlichen Grund für sein Interesse an der Palatina.

Obwohl Maximilian übergangen worden war, wollte er sich nicht gänzlich damit abfinden, dass dieser Schatz an ihm vorübergehen sollte. Er hakte nach: In einer eigenhändigen Notiz an seinen Kanzler vom September 1622 ließ er über Kardinal von Zollern anfragen, ob der Papst tatsächlich

die Bibliothek „so hoch begehre“, werden „zweifels ohne Sahen darunder sein, die unser und das Pfälzische Hauß berieren und dem Pabst wenig nutzen werden“. Hier wird das Interesse Bayerns vor allem an den historischen Werken der Bibliothek deutlich, die einer geplanten Geschichtsdarstellung des wittelsbachischen Hauses dienen sollten. Obwohl sich Maximilian innerlich immer noch gegen die Abgabe der Bibliothek sträubte, fügte er sich einen Tag nach der Eroberung Heidelbergs am 24. September 1622 und hat schließlich in einem angeblichen, großzügigen „Schenkungsbrief“ Papst Gregor die Palatina überlassen. In einem anderen Brief, datiert wenige Tage später, vermerkte der Herzog allerdings, dass er erst auf Veranlassung der spanischen Infantin und der päpstlichen Nuntii in Brüssel und Köln die Schenkung vollzogen habe.

NUR DAS ARCHIV GERETTET. Am 15. September, kurz vor der Eroberung Heidelbergs, hatte Maximilian noch seinen Hofrat Esaias Leuker dorthin geschickt, um im „Fahl der Belagerung“ wegen der dort vorhandenen „ansehnlichen Tapezereyen“ und „anderer Mobilien“ entsprechende Sorge zu tragen. In Heidelberg hatte man bis zuletzt gehofft, die Bibliothek retten zu können. Zwar war es gelungen, wie es der Winterkönig in seinem Schreiben vom 15. Oktober 1621 gewünscht hatte, das Archiv in Sicherheit zu bringen. Doch wegen der Bibliothek mussten ihm die Räte Anfang November 1621 ins Exil nach Den Haag melden, dass „mit Bibliothekh wegen der grösse und menge der Bücher es noch zur zeit nicht geschehen konnte“. Friedrich wies die Räte am 19. November 1621 an, wenigstens eine Auswahl der Manuskripte in Sicherheit zu bringen. Das Angebot des Hugenotten Henri de La Tour d'Auvergne, die kostbarsten Stücke nach Sedan in sichere Verwahrung zu nehmen, konnte die Bibliothek nicht retten. Ebenso wenig war der wertvolle Fugger-Bestand zu retten, der viel zu spät, im Juni 1622, für den Abtransport verpackt wurde.

Leone Allacci, Bibliothekar an der „Vaticana“, erhielt vor seiner Abreise nach Heidelberg am 23. Oktober 1622 in Rom eine umfangreiche Anweisung des Papstneffen Kardinal Ludovico Ludovisi, wie er vorzugehen habe, auf welchen Wegen er reisen solle, wie er die Bücher zu transportieren habe und wie die Kostenfrage zu regeln sei. Wichtig: Die Bibliothek war möglichst vollständig in Besitz zu bekommen, nebst Bullen, Autografen und Karten. Ausgeliehenes Material sollte zurückgefordert werden, auf verheimlichte Stücke war besonders zu achten und beim Einsammeln der griechischen Manuskripte legte man die im Vatikan vorhandene Bestandsliste zugrunde. Um das Transportgewicht zu verringern, sollten schwere Einbände der Handschriften entfernt werden, während bei den Büchern die kostbaren Einbände, wie etwa die der Ottheinrichbände, erhalten bleiben. Hier waren offensichtlich bibliophile Sachkenner am Werk.

Am 26. November 1622 gewährte Herzog Maximilian dem Bibliothekar Allacci in München Audienz, anlässlich der ihm das Dankesschreiben des Papstes überreicht wurde. Vielleicht erst in diesem Moment wird Maximilian die Dimension der Wünsche Papst Gregors richtig zu Bewusstsein gekommen sein. Maximilians Bibliothekar Esaias Leuker hatte am 14. Oktober 1622 die Bibliothek unter dem Aspekt begutachtet, was man daraus für München brauchen konnte. Er berichtete, dass er allerhand „Manuscriptos, Authores Graecos und Latinos“ gefunden habe, die in der „fürstlich durchlauchtigsten Bibliothek nicht findig …“ seien. Auch habe er im Schloss etliche Bücher gefunden, „welche zum bayr. Historiwerk wol dauglich …“ seien. Er ließ 170 Werke nach München transferieren. (Die von ihm erstellte Liste wurde 1844 veröffentlicht: *https://opacplus.bsb-muenchen.de/title/BV010868317*). Als Allacci auf dem Weg nach Heidelberg in München Station machte, soll Maximilian ihm über die Liste Auskunft gegeben haben. Nachdem Allacci die Heidelberger Bestände im Februar 1623 abtransportiert hatte und auf dem Weg nach Rom wieder über München kam, soll er in seinem gründlichen Vorgehen aber auch diese Bände mitgenommen haben. Bei dieser Gelegenheit sollen die vorübergehend in München befindlichen Bände mit Maximilians Exlibris ausgestattet worden sein.

MEHR BÜCHER ALS ERWARTET. Allacci war Anfang Dezember nach Heidelberg gekommen – nach sechs Wochen, am 14. Januar 1623, informierte er Tilly über den weitgehenden Abschluss seiner Arbeit. Außerdem erhielt er nun die Erlaubnis, neben den Beständen in der Heiliggeistkirche auch die Buchbestände im Schloss zu sichten. Über den hohen Wert dieser Sammlung äußerte sich der Bibliothekar sehr zufrieden. Im Tausch mit gedruckten Büchern übernahm er auch Bestände aus der „Sapienz“, einer für die Universität wichtigen Sammlung, sowie die Privatbibliothek Jan Gruters, der seit 1603 die Bibliothek geleitet hatte. Allacci rühmte sich später, er habe den Auftrag gehabt, eine Bibliothek zu holen, und sei mit drei Bibliotheken zurückgekommen.

ZWISCHENSTOPP IN MÜNCHEN. Am 14. Februar 1623 begann der Abtransport der vernagelten Bücherkisten mit 8000 Büchern aus Heidelberg. Von 60 Musketieren begleitet, kamen die 50 Frachtwagen am 27. Februar 1623 über Neckarsulm, Ellwangen und Nördlingen in München an. Einige Kisten mussten umgepackt werden, damit sie überhaupt auf Maultieren zu transportieren waren. Erst am 26. April konnte Allacci weiterziehen. Der Transport erwies sich wie erwartet als

Eines der Exlibris, mit denen Maximilian Bände der Bibliotheca Palatina versehen ließ, bevor sie von München nach Rom transportiert wurden. FOTO: ARCHIV

schwierig: Unruhen von Protestanten im Engadin, Schnee in Graubünden, Probleme mit italienischen Zöllnern, kurzzeitige Erkrankung Allaccis, Weitertransport zu Wasser und zu Land. Mit dem Tod von Papst Gregor am 8. Juli 1623 verzögerte sich letztlich auch noch die Auszahlung der Transportkosten.

Erst am 9. August 1623 bestätigte der Kustos der vatikanischen Bibliothek den Empfang von 184 Kisten aus der Bibliotheca Palatina. Allerdings wurde Allacci durch den Tod des Papstes um seinen verdienten Lohn als Kanoniker bei St. Peter gebracht. Im Gegenteil: Nachdem er zwölf Bücherkisten aus der Palatina für sich selbst behalten hatte, warf man ihm Untreue vor. Er konnte sich aber rechtfertigen, blieb in der Vaticana und begann mit der Katalogisierung der pfälzischen Bestände.

Auch wenn er die Palatina abgeben musste, lag ihr weiteres Schicksal Maximilian am Herzen. Nachdem er am 25. Februar 1623 beim Reichstag in Regensburg mit der Kurwürde belehnt worden war, bat er ausdrücklich darum, die Bibliotheca Palatina in Rom geschlossen aufzustellen. Seinem Wunsch wurde nur teilweise entsprochen.

In Folge des Wiener Kongresses kehrten übrigens die deutschsprachigen Handschriften aus Rom zurück nach Heidelberg – über 800. Sie werden in der dortigen Universitätsbibliothek als Codices Palatini germanici (Cod. Pal. germ., abgekürzt Cpg) aufbewahrt und sind digitalisiert, ebenso wie die anderssprachigen Codices, die in der Biblioteca Apostolica Vaticana zu finden sind.

HOCHKARÄTER IN MÜNCHEN. In München verblieben nur wenige Stücke aus der ehemaligen „Mutter aller Bibliotheken", dafür aber ein besonders hochkarätiges Exemplar, das unter ungeklärten Umständen nicht nach Rom gebracht worden war: die berühmte *Ottheinrich-Bibel* (Cgm. 8010). Tragischerweise wurde sie aber zehn Jahre später bei der Plünderung Münchens erneut als Kriegsbeute „entführt" und kehrte in Teilen erst 1950 beziehungsweise 2008 nach München in die Bayerische Staatsbibliothek zurück. Dort gibt es noch eine zweite Prachthandschrift aus dem Vorbesitz des Kurfürsten Ottheinrich, nämlich das *Chorbuch Mus.ms. C*, das mit hoher Wahrscheinlichkeit ebenfalls von Heidelberg nach München gelangte – ebenso wie zwei weitere Chorbücher (Mus.ms 68 und 69), die allerdings weniger prachtvoll ausgestattet sind.

Der Katalog *Bibliotheca Palatina* zur Ausstellung in der Heidelberger Heiliggeistkirche von 1986 kommt zu dem Fazit, dass in der Vaticana die ehemaligen Heidelberger Bestände in einer Vollständigkeit erhalten sind (nur einige Bände blieben in Deutschland und sind auf verschiedene Bibliotheken verteilt), „die in Heidelberg niemals möglich gewesen wäre". Und weiter: „Dabei ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass die Bestände spätestens im Orléanschen Krieg 1693 beim Brand der Heiliggeistkirche vernichtet worden wären. Man muss als Deutscher die Wegführung der Bibliothek in gewissem Maße als Raub empfinden, so gilt es auch anzuerkennen, dass sie ihre Rettung bedeutete." Aus bayerischer Sicht ließe sich dazu sagen, dass die Bestände der Bibliotheca Palatina sicher auch in München eine gute Heimstatt gehabt hätten. *Alfred Wolfsteiner*

Service

Online gelang die virtuelle Zusammenführung der einstigen Bestände der Bibliotheca Palatina:

https://palatina-search.bsz-bw.de

Die Bände aus Ottheinrichs Bibliothek, die heute in der Bayerischen Staatsbibliothek zu finden sind, stehen als Digitalisate zur Verfügung:

Ottheinrich-Bibel (Cgm. 8010) *https://www.digitale-sammlungen.de/de/c/2b15412c-ddcf-4153-ab4e-7ca8409984e2/about*

Chorbuch (Mus.ms. C) *https://opacplus.bsb-muenchen.de/search?id=645088454&db=100&View=default*

Blumige Fleißarbeit

Bayerns Pflanzenwelt vor mehr als 200 Jahren:
Über die *Flora Bavarica* des Johann Evangelist Elger

Ein ungemein verdienstliches Werk (...) welches vertausendfacht und in jeder Schule niedergelegt seyn sollte." So urteilte Johann Andreas Schmeller, Kustos der Bayerischen Hof- und Staatsbibliothek, als er 1836 beim Inventarisieren des Bibliotheksbestands die *Flora Bavarica* des Johann Evangelist Elger (1756 bis 1828) aus dem Jahr 1790 vor sich liegen hatte. Das Werk bestand aus sechs dicken Büchern mit über 1800 Aquarellen, auf denen der Mettener Benediktinermönch die „heimisch wachsende" Pflanzenwelt des damaligen Bayern dargestellt hat.

Was ist über diese von Schmeller so hoch gelobte „Fleißarbeit" und ihren Schöpfer bekannt? Neben den verschiedenen Chroniken des Klosters Metten, die die Ereignisse der Zeit, in der Elger dem Kloster angehörte, beleuchten, liefert insbesondere die von Mitbruder Pater Maurus Gandershofer im Jahr 1829 veröffentlichte Biografie wichtige Informationen über Elger. Seine *Flora Bavarica* hingegen steht im Mittelpunkt eines Beitrags in *Hoppea*, der Denkschrift der Regensburger Botanischen Gesellschaft aus dem Jahr 2005, den Anton Schmidt und Hansjörg Gaggermeier verfasst haben.

Elger wurde am 28. August 1756 in München geboren. Sein Vater war Koch am Hof des bayerischen Herzogs Clemens Franz (1722 bis 1770). Trotz der einfachen Verhältnisse, denen er entstammte, konnte Augustinus Johannes, wie er mit Taufnamen hieß, das Gymnasium besuchen. Die genauen Umstände, warum sich der junge Mann einige Zeit nach dem Abitur für ein Leben im Kloster entschied, bleiben im Dunkeln. Gandershofer vermutet, dass er dem Beispiel zweier Landsmänner folgen wollte. Fakt ist, dass Elger 1776 im Alter von 20 Jahren in das im Donautal bei Deggendorf gelegene Kloster Metten eintrat. Das 766 gegründete Kloster zählt zu den ältesten Benediktinerklöstern Deutschlands. Bemerkenswert dort ist die prächtige Klosterbibliothek von 1724, eine der schönsten Barockbibliotheken Europas, die überaus reich mit Handschriften und Büchern ausgestattet ist.

In Metten angekommen, hatte sich Elger, der den Ordensnamen Johann Evangelist annahm, zunächst an den strengen Tagesablauf im Kloster zu gewöhnen. Schließlich begann jeder Tag um 4 Uhr morgens mit dem Matutin. Ansonsten standen in seinen ersten Klosterjahren das Gebet, theologische Studien und – weil Abt Lambert Kraus die klösterliche Musikpflege über alles stellte – der Chorgesang im Vordergrund. 1777 legte Elger die feierlichen Gelübde ab und wurde 1779 in Passau zum Priester geweiht. Nach einer „öffentlichen Disputation" aus dem Kirchenrecht, der er sich 1780 unterzog, wies man ihm zunächst keine speziellen Aufgaben im Kloster zu. So konnte „der Thätigkeit liebende junge Mann", wie Gandershofer berichtet, in den folgenden Jahren die Mußestunden verwenden, um seinen Neigungen nachzugehen.

ZENTRALES INTERESSE AN DER BOTANIK. Schon während der Schul- und Studienzeit in München hatte Elger begonnen, sich mit Pflanzen zu beschäftigen. Ob ihm jemand behilflich war, den Zugang zur Pflanzenwelt zu finden? Darüber lässt sich nur spekulieren. Das Interesse Elgers an der Botanik war für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht ungewöhnlich. Denn seit der schwedische Naturforscher und Arzt Carl Linné (1707 bis 1758) im Jahr 1754 sein zweibändiges Werk *Spezies Plantarum* veröffentlicht hatte und damit die bis dahin unüberschaubare Vielfalt der Pflanzenwelt (und analog dazu auch die Tierwelt) systematisch gliedern konnte, kam die Beschäftigung mit der Botanik und überhaupt mit der Naturkunde immer mehr in Mode.

Linné hatte unter anderem erkannt, dass die Blüten der Pflanzen männliche und weibliche Organe enthalten, nämlich die männlichen Staubblätter und die weiblichen Fruchtblätter. Er traute sich, diese für die damalige Zeit brisanten Erkenntnisse öffentlich zu machen. Je nach „Männigkeit", das heißt je nach der Anzahl der Staubblätter, und weiterer Merkmale innerhalb der Blüte teilte er die Pflanzen in 24 verschiedene Klassen ein. Außerdem verwendete Linné erstmals durchgängig zweiteilige Namen für die Pflanzen. Diese Nomenklatur, bestehend aus einem lateinischen Gattungs- und einem Artnamen, hat sich bis heute erhalten.

Vor allem Ärzte und Apotheker, aber auch andere gebildete Leute nahmen an den Entdeckungen

Linnés regen Anteil. Viele fingen an, Pflanzen zu sammeln und zu bestimmen; manche legten mit den getrockneten und gepressten Pflanzen Herbarien an, stellten die ersten Lokalfloren zusammen, und einige begannen auch, die Pflanzen bildlich darzustellen, zu malen und zu zeichnen. Unter den Pflanzenillustratoren gab es wahre Könner wie beispielsweise den Heidelberger Gärtner Georg Dionysius Ehret (1707 bis 1770), der für Linné und andere Autoren als Pflanzenmaler tätig war und eine Vielzahl herausragender Abbildungen geschaffen hat.

In Metten war Elger nicht der einzige Konventuale, der naturkundlich interessiert war. So hatte Pater Korbinian Aufleger eine beachtliche Vogel- und Naturaliensammlung zusammengetragen, Pater Columban Staudinger züchtete Nelken und Pater Ildephons Pachlehner musste als Apotheker schon von Berufs wegen profunde Pflanzenkenntnisse gehabt haben.

GARTENINSPEKTOR IM KLOSTER. Nun also begann Elger zu sammeln: Insekten, Steine und Schneckenhäuser, vor allem aber Pflanzen. Die Bedingungen für botanische Exkursionen in der Umgebung des Klosters waren günstig. Metten – nicht weit von der Donau entfernt und an den Ausläufern des Bayerischen Waldes gelegen – bot eine Vielzahl unterschiedlicher Lebensräume, sodass Elger in der Region ein reiches Artenspektrum antraf. Die zwischen 1780 und 1785 aufgefundenen Pflanzen bildeten den Grundstock für Elgers Herbar, dessen Verzeichnis sich bis heute im Klosterarchiv befindet. Elger verwendete auch Kulturpflanzen aus dem Klostergarten, für den er ab 1786 als Garteninspektor zuständig war. Wie man auf Abbildungen aus dem 18. Jahrhundert erkennen kann, bestanden innerhalb und um die Klostergebäude herum eindrucksvolle Gartenanlagen nach barocker Manier: Kunstvoll gestaltete Parterreflächen, die von Buchsbaumhecken umrahmt waren, Kübelbäumchen, die in regelmäßigen Abständen an den geraden Wegen aufgestellt waren, Baumhaine aus Formobstgehölzen, aber auch Nutzgärten für den Anbau von Gemüse und Kräutern.

Während seiner Tätigkeit als Garteninspektor fing der inzwischen 29-Jährige an, Pflanzenbilder anzufertigen. Doch bald schon wurde Elger versetzt: In Stephansposching, auf der anderen Seite der Donau, war eine kleine Pfarrei zu betreuen, und Elger wurde dort Hilfspfarrer. In Metten konnte man wohl auf ihn, der sich für das andauernd praktizierte Chorsingen als „untauglich" gezeigt hatte, verzichten. In Stephansposching hielt sich bei drei weiteren Geistlichen für ihn der Aufwand bei der Seelsorgearbeit in Grenzen. So konnte sich Elger dort über mehrere Jahre hinweg ausführlich dem Zeichnen und Malen widmen. Und dabei blieb ihm sogar noch Zeit, das Stephansposchinger Pfarrhaus zu verschönern. Gandershofer berichtet nämlich, dass Elger „das Speisezimmer daselbst mit einer Sammlung von den schönsten Schmetterlingen auf die Weise [zierte], dass eine jede von den herumhängenden Bilderrahmen einen aus lauter Schmetterlingen zusammengesetzten Buchstaben des Wortes Stephansposching enthielt". In jener Zeit gab es wohl auch noch ausreichend viele Schmetterlinge für ein solches Unterfangen.

Beinahe 900 Aquarelle der Urfassung der *Flora Bavarica*, die Elger damals anfertigte, sind als lose Blattsammlung im Mettener Klosterarchiv aufbewahrt. Auf ihnen sieht man Aurikel, Biberklee, Engelsüß, Flieder, Fliegenschwamm, Gänserich, Hasenkohl, Mauerampfer, Mayenblume, Kandelwisch, Roehrleinkraut, Schlehendorn, Wallwurz, Wohlgemut, Weberkarde und Zimmetrose, um nur einige Pflanzenbeispiele zu nennen. Jedes Blatt des handgeschöpften Papiers ist mit einer schmalen Umrahmung aus roter Tinte versehen, die Pflanzenzeichnungen haben eine Kontur aus dunkler Tinte und sind plastisch mit naturgetreuen Aquarellfarben ausgemalt, zuweilen sind Detaildarstellungen von Teilen der Blüte oder von Früchten beigefügt. Darüber steht der Pflanzenname: links nach der Linné'schen Nomenklatur auf Lateinisch, rechts auf Deutsch, dazwischen meist ein Schmucksignet.

Die Pflanzen, die Elger gemalt hat, entsprechen weitgehend denen, die – beinahe zeitgleich – auch Franz de Paula von Schrank (1747 bis 1835) in seinem botanischen Grundlagenwerk beschreibt. Der Naturgelehrte, der Jahrzehnte später den ersten botanischen Garten in München leiten sollte, brachte 1789 eine *Flora Bavarica* heraus mit Beschreibungen von 1854 heimischen Arten einschließlich Moosen, Farnen, Flechten und Pilzen, die er selbst oder andere gesammelt hatten. Schrank bezog sich dabei auf die Arten, die in Bayern – damals im Wesentlichen Ober- und Niederbayern und die Oberpfalz – anzutreffen waren und verwendete eine an Linné angelehnte Pflanzensystematik mit 21 verschiedenen Pflanzenklassen. Allerdings verzichtete Schrank in seinem Werk, das als erste floristische Datensammlung auf bayerischem Boden gilt, ganz auf Abbildungen. Interessanterweise war Elger einer der 26 Pflanzensammler, die Schrank mit Funden versorgt hatten. Folglich musste Elger mit Schrank in Verbindung gestanden sein, wenngleich eine Korrespondenz zwischen beiden nicht erhalten ist.

Die Pflanzen auf den Aquarellen Elgers sind zweifelsfrei zu erkennen und durchweg mit Hingabe und Präzision ausgeführt. Manchmal sieht man noch Vorzeichnungen. Das künstlerische Niveau einzuschätzen, bleibt den Betrachtern überlassen. Nach dem Urteil von Anton Schmidt und

Mit einer schmalen Linie aus roter Tinte sind die Aquarelle von Elgers Urfassung der *Flora Bavarica* eingerahmt, die im Mettener Klosterarchiv aufbewahrt werden. Oben Rupprechtskraut und Böhmischer Storchschnabel, unten Arnika/Bergwohlverleih und Sumpf-Greiskraut. FOTOS: PETRA RASCHKE

Charakteristisch für die „Dreymännigen Pflanzen“ der 3. Klasse nach Franz de Paula von Schranks Pflanzensystematik sind drei unverbundene Staubgefäße in der Blüte. Hier ein unvollendetes Übersichtsaquarell Elgers aus dem Klosterarchiv Metten mit Blütendarstellungen von Baldrian, Krokus, Schwertlilie und Gladiole.

FOTO: PETRA RASCHKE

Hansjörg Gaggermeier (2005) erreichen sie nicht die Abbildungsqualität des botanischen „Meisterillustraten“ Georg Dionysius Ehret, der wenige Jahrzehnte vorher für Linné und andere tätig war. Auf jeden Fall sind die Abbildungen in ihrer Fülle einzigartig. Schmidt und Gaggermeier vermuten, dass Elger so gut wie jeden Werktag eine Pflanze gemalt haben muss, anders seien die vielen Aquarelle gar nicht zu schaffen gewesen.

Ob Elger frisch gesammelte Pflanzen oder die gepressten getrockneten Herbarbelege als Vorlage verwendete? Bei einigen Pflanzenabbildungen konnten Schmidt und Gaggermeier zeigen, dass Elger sie aus Büchern abgemalt hat. Vielleicht hat er noch mehr Pflanzen kopiert? Immerhin war das Kopieren von Pflanzendarstellungen aus vorhandenen Büchern, wie die Wissenschaftshistorikerin Kärin Nickelsen gezeigt hat, gängige Praxis. Besonders, wenn man eine Pflanze mit den für die Art entscheidenden Merkmalen so präzise wie möglich darstellen wollte.

Das Zeichnen und Malen der Aquarelle für die gebundene *Flora Bavarica*, die von Johann Andreas Schmeller so gelobt wurde, hatte Elger vermutlich schon während der ersten Jahre in Stephansposching abgeschlossen. Zumindest ist sie auf das Jahr 1790 datiert. Ganz fertiggestellt hat Elger das Werk aber erst, nachdem das Kloster Metten im Zuge der Säkularisation 1803 aufgelöst worden war und die Mönche das Kloster verlassen hatten. Der gesamte Besitz des Klosters Metten einschließlich der Ländereien wurde damals aufgeteilt und versteigert. Bis auf die wertvollen Stücke aus dem Klosterinventar: Sie wurden nicht verkauft, sondern nach München verbracht. Dazu gehörten alle Gegenstände aus Gold und Silber, edle Stoffe, zahlreiche Gemälde und Kupferstiche, kostbare Handschriften, Inkunabeln und Bücher aus der Bibliothek, ebenso die von Pater Korbinian Aufleger angelegte Naturaliensammlung mit Mineralien, Schneckenhäusern sowie fast 200 ausgestopften Vögeln.

RÜCKZUG VOM PRIESTERAMT. Als im März 1803 der „Aufhebungskommissar“ nach Metten kam, hielt sich Elger gerade wieder in Stephansposching auf, nachdem er die Jahre zuvor mehrfach den Wohnort hatte wechseln müssen. Elger fühlte sich krank. Das Chorsingen in Metten, die vielen Ortswechsel, die Fußmärsche bei Wind und Wetter zum Gottesdienst in der Filialkirche: Das alles hat ihm nicht gutgetan. In einem Brief an den Kurfürsten bat der inzwischen 47-Jährige um seine Versetzung in den Ruhestand. Er wolle sich nun der Fertigstellung der *Flora Bavarica* widmen und bei Bedarf noch als Beichtvater aushelfen. Sein Gesuch wurde angenommen. Eine Pension in Höhe von 2000 Gulden erlaubte ihm ein bescheidenes Leben im nahe gelegenen Deggendorf, das er wohl – sofern die Gesundheit es zuließ – hauptsächlich mit der Arbeit an seinen Pflanzenabbildungen verbracht hat. Gandershofer bemerkt: „Solche edle Beschäftigungen füllten bey diesem Priester Stunden und Jahre aus, ohne die dem Gebethe, der Betrachtung und seelsorglichen Aushuelfe schuldige Pflicht hintanzusetzen.“

Bei der *Flora Bavarica* war ja auch noch einiges zu erledigen, wie beispielsweise Textergänzungen zu jeder Pflanze. Im Unterschied zu den Aquarellen der Urfassung sind in der gebundenen Fassung nämlich die Blattrückseiten beschrieben: mit den für die Pflanze gebräuchlichen Namen, auch in anderen Sprachen, mit Hinweisen auf Standort und Blütezeit der Pflanze und mit Literaturverweisen. Immer an erster Stelle findet sich der

Verweis auf die entsprechende Seite in Franz de Paula von Schranks *Flora Bavarica*. Es verwundert nicht, dass Elger die Pflanzen auch nach dem System Schranks ordnete. Insofern könnte man Elgers illustrierte Handschrift doch als perfekte Ergänzung zu Schranks abbildungsloser *Flora* sehen. Wie viel leichter tut sich ein Pflanzensammler bei der Bestimmung, wenn er eine Zeichnung vor sich hat. Aber ob dies von Elger tatsächlich so beabsichtigt war?

Und dann sind auf den Blattrückseiten noch weitere Passagen bemerkenswert, die Elger der Tintenfarbe folgend nachträglich eingefügt hat. Wenn Elger nämlich eine Pflanze als „nützlich" erachtete, schrieb er noch einen Text zum Gebrauch derselben. Hier geht es beispielsweise um die Heilwirkungen der Pflanze bei Menschen und Tieren, ihren Nutzen in der Küche oder als Futtermittel, die Verwendung zum Färben oder zur Schädlingsbekämpfung und vieles mehr. Außerdem ließ Elger es nie unerwähnt, wenn die Pflanze gerne von Bienen besucht wird.

AUFWENDIGE GEBRAUCHSVERZEICHNISSE. Woher Elger diese aus heutiger Sicht durchaus wissenswerten Informationen hatte, ob aus eigener Erfahrung oder aus Büchern, bleibt bislang ungeklärt. Jedenfalls, für den interessierten Leser erstellte Elger dazu sogar noch mehrere „Gebrauchsverzeichnis[se] der Nuzungs-Pflanzen", geordnet nach den lateinischen, sonstigen fremdsprachlichen und deutschen Pflanzennamen, die er an das Ende des sechsten Bandes der *Flora* platzierte. Wie viel Zeit muss es gekostet haben, solche Verzeichnisse für die vielen „nützlichen" Pflanzen Bayerns auszuarbeiten!

Elger starb 1828. Bis dahin hatte er neben der *Flora Bavarica* in gleicher Manier noch weitere Handschriften (wie *Bayerns Arzney- und Hauswirtschaftspflanzen in alphabetischer Ordnung*) fertiggestellt. Das von ihm angelegte Herbar vermachte er einer Armenstiftung. Die *Flora Bavarica* kam, wie es sein letzter Wille war, nach München in die Bayerische Hof- und Staatsbibliothek. Während das Herbar verloren ging, gehört die *Flora Bavarica* bis heute zum Inventar der Bibliothek. Allerdings „vertausendfacht und in jeder Schule niedergelegt", wie von Johann Andreas Schmeller propagiert, wurde Elgers Werk nie. *Petra Raschke*

Elger fertigte für seine *Flora Bavarica* nicht nur Aquarelle von Blütenpflanzen an, sondern auch von Farnen, Moosen, Flechten und von Pilzen (oben).
Die Maispflanze war zu Elgers Zeiten auf den Äckern bereits sehr verbreitet. Das Kraut sei gut „zur Fütterung", gebe aber auch „bestes Mehl" für die menschliche Ernährung. Hier das Aquarell der Urfassung aus dem Mettener Klosterarchiv. FOTOS: PETRA RASCHKE

Bierdollars für ein Traumschloss

Wilhelmina Busch-Woods führte am Starnberger See ein luxuriöses, gleichzeitig aber auch spendables Leben

Quizfrage zur jüngeren deutschen Geschichte: Wann baute welche ausländische Millionärin an Bayerns berühmtestem See das letzte Schloss in Deutschland, und warum konnte sie es erst Jahre nach seiner Fertigstellung beziehen?

Es war Wilhelmina Busch-Woods, Millionenerbin des bis heute weltweit größten Brauereikonzerns Anheuser-Busch im amerikanischen St. Louis, die Anfang des vorigen Jahrhunderts an den Starnberger See kam, sich in Höhenried auf einer der schönsten Anhöhen ein neobarockes Schloss bauen ließ. 1939 war es fertiggestellt – aufgrund der politischen Verhältnisse konnte die schwerreiche Bauherrin aber erst nach dem Zweiten Weltkrieg dort einziehen.

Wilhelmina Busch als junge Frau in St. Louis. Die Fotografie zeigt sie mit ihrem ersten Ehemann, dem deutschen Hopfenhändler Eduard August Scharrer, in St. Moritz.
FOTOS: GEMEINDEARCHIV BERNRIED

In der zeitgenössischen Presse als „Last Queen of Bavaria" tituliert, spielte bei ihr im Gegensatz zum lokalen Königshaus Geld nie eine Rolle. Das zeigte sich sowohl in ihren Ansprüchen an die architektonische Gestaltung als auch in ihrer gesamten Lebensführung.

Damit ist der äußere Rahmen zu dem abenteuerlichen Leben des 13. und letzten Kindes von Adolphus Busch und seiner Frau Elisa, genannt Lilly, gesteckt. Der Vater war 1857 mit 18 Jahren aus dem rheinischen Kastel nach Amerika ausgewandert, wo er in das Biergeschäft des ebenfalls deutschen Auswanderers Eberhard Anheuser einstieg. Gemeinsam setzten sie sich mit ihrer Anheuser-Busch Brewing Association in St. Louis schnell an die Spitze des internationalen Biermarkts und kamen zu märchenhaft viel Geld. Adolphus und sein Bruder festigten die Geschäftsbeziehungen noch dazu durch die Heirat mit je einer Anheuser-Tochter. Die Luxusvilla Lilly beim hessischen Bad Schwalbach nutzte die Großfamilie als Stützpunkt in Deutschland für ihren jährlichen langmonatigen Sommerurlaub, wohin Gäste aus den USA ebenso eingeladen wurden wie deutsche Prominenz und europäischer Adel.

HEIMISCH IN DER PFAUENVILLA. Wilhelmina Irmingard Busch heiratete 1906 als 22-Jährige den deutschen Hopfenhändler, später Geheimrat und Konsul, Eduard August Scharrer. Sie ging zu „Eddy" nach Deutschland. 1911 kamen sie bei einem Jagdausflug durch Bernried. Da ihnen das Dorf und die umgebende Parklandschaft mit ihren mächtigen Bäumen so gut gefielen, beschlossen sie, sich dort in einer feudalen Villa niederzulassen, die sie 1914 kauften. Auf der breit geschwungenen Freitreppe und im gut 40 000 Quadratmeter großen Garten tummelten sich schon bald hundert weiße Pfauen, weshalb dieser erste Wohnsitz „Pfauenvilla" genannt wurde.

Dank eines Millionengeschenks des Vaters zur Hochzeit und regelmäßiger Devisen-Überweisungen aus ihrem Aktienerbe konnte Wilhelmina sich in Bernried problemlos weiter einkaufen, bis ihr zuletzt mehr als 750 Hektar Grund gehörten, was ziemlich genau der Hälfte des damaligen Gemeindegebiets entsprach. Trotz hoher finan-

zieller Einbußen während der amerikanischen Prohibition versiegte der Geldstrom aus Übersee nicht. 1927 kauften die Scharrers der Familie von Wendland – Besitzer des Schlosses Bernried – die Schwaige Höhenried auf der Anhöhe am Seeufer ab. Wobei in den Verträgen immer der Gatte als Käufer genannt wurde, das Geld aber die Ehefrau aufbrachte. Drei Jahre später bezog das Ehepaar das geräumige Gutshaus dort. Fortan residierten sie mit einem aufsehenerregenden Luxusleben, wie man es am See zuletzt bei Ludwig II. erlebt hatte. Da die „schöne Minnie" weiterhin nicht auf die Mark schauen musste, bedachte sie den gern auch als Herrenreiter auftretenden oder sechsspännig mit Pferd und Wagen im Park kutschierenden Gatten mit einem nahe gelegenen Gut. Dort baute der Pferdenarr ein Gestüt auf und widmete sich seinem Hobby, der Pferdezucht. Ebenso standen die teuersten amerikanischen und deutschen Luxus-Automobile in der weiträumigen Remise. 1930 bewunderte auch der Mercedes-Liebhaber Adolf Hitler bei seinem Besuch das Sonderexemplar Scharrers – mit vergoldetem Kühler und eingebautem Waschbecken.

GUTER LOHN FÜR DIE ANGESTELLTEN. Trotz ihres pompösen Auftretens blieben die Scharrers als Wohltäter für den Ort in Erinnerung. Viele Einheimische waren aufgrund ihrer einnehmenden und freundlichen Art sowie des guten Lohnes jahrelang bei Wilhelmina beschäftigt. Zeitweise hatte sie 150 Angestellte, die sie zu Festtagen beschenkte. Für die Dorfkinder richtete sie üppige Weihnachtsfeiern aus. Selbst blieb das Ehepaar ohne Nachkommen. Aus den 41 Bernrieder Jahren der Millionärin sind viele Anekdoten und Zeitzeugenberichte überliefert. Detailreich beschrieben hat sie der Tutzinger Peter Wiede in dem Buch *Die Dollarkönigin vom Starnberger See*.

Die „Gnädigste" hatte zwar das Geld mit in die Ehe gebracht, das Sagen hatte aber der großspurige Reitersmann Scharrer. So fädelte er allerhand Geschäfte ein, die längst nicht alle von Erfolg gekrönt waren. Angeblich überwies er auch Adolf Hitler eine ansehnliche Summe, der „ziemlich scharf auf ihre Dollars" gewesen sein soll, was Wilhelmina noch zugutekommen sollte. Auf jeden Fall unterstützte Scharrer bereits in den 1920er-Jahren die NSDAP. Eigenes Geld verdiente der Königliche Generalkonsul von Bulgarien unter anderem als Teilhaber der Zeitung *Münchener Neueste Nachrichten* sowie mit Aufsichtsratsposten in diversen süddeutschen Brauereien.

Die Ehe gipfelte in einer berauschenden Feier zur silbernen Hochzeit 1931. Da allerdings war Minnies Schönheit verblasst und Eddy schlug nicht nur an Leibesfülle über die Stränge. Nachdem sie seine Seitensprünge im ihr gehörenden Parkhotel

Wilhelmina mit ihren geliebten Schoßhündchen 1914 auf der Treppe ihres ersten Domizils in Bernried, der Pfauenvilla (später Postvilla). FOTO: GEMEINDEARCHIV BERNRIED

am Münchner Maximiliansplatz spitzbekommen hatte, reichte sie umgehend die Scheidung ein und warf ihn hinaus. Scharrer war inzwischen krank und starb 1932 noch vor dem Scheidungsurteil. Sein Sarg wurde zur Bestattung nach Stuttgart übergeführt.

1930 zog der Arzt Carl Borchard nach Bernried, von dem nicht viel überliefert ist, außer dass die 19 Jahre ältere Witwe Wilhelmina ihn Ende 1933 ohne große Feierlichkeiten ehelichte.

In den nächsten Jahren wurde es für sie im idyllischen Bernried zusehends politisch. Denn sie wollte mehr: nicht nur einen üppigen Park mit Blumen, Tieren und Anpflanzungen, sondern auch ein noch ausgefalleneres repräsentatives Anwesen. So begann sie, ihren Traum vom Schloss Wirklichkeit werden zu lassen. Allerdings gab es auch für sie mit ihrem gesellschaftlichen Einfluss und dem immensen Vermögen keine „g´mahde Wies´n" für das Begehr, in dieser einzigartigen

Wilhelmina heiratete 1933 den Arzt Carl Borchard. Ihre zweite Ehe sollte nur wenige Jahre halten. FOTO: GEMEINDEARCHIV BERNRIED

Umgebung mal so eben ihren persönlichen Architekturwunsch durchzusetzen. Letztlich halfen ihr die politischen Umstände.

Der inzwischen an die Macht gekommene Adolf Hitler begann, sich seine Hauptstadt der Bewegung nach seiner kolossalen Architekturvorliebe zurechtbauen zu lassen. Dazu gehörte auch das Haus der Kunst, zu dessen Eröffnung im Sommer 1937 die zuführende Von-der-Tann-Straße angemessen verbreitert werden musste. Folglich waren bis Ende März des Jahres die an der Südseite gelegenen Privatanwesen Nr. 17 bis 27 abzubrechen. Letzteres gehörte nun just Wilhelmina Busch-Borchard. Geschäftstüchtig sah sie ihre Chance zu einem Deal: Sie forderte vom Staat 270 000 Reichsmark für das abzureißende Haus, zeigte sich zuletzt mit 175 000 RM einverstanden – wenn man ihr die Baugenehmigung und die Rohstoffbewilligung für Höhenried gewähre. Nachdruck verlieh sie ihren Forderungen durch Hinweise auf die finanzielle Unterstützung Hitlers durch Scharrer, die Einrichtung eines Lazaretts im Ersten Weltkrieg in der Pfauenvilla auf ihre Kosten und die damit verbundenen Ressentiments in Amerika mit zeitweiser Beschlagnahme des dortigen Familienvermögens der deutschen Einwanderer. Die Vereinbarung ließ sie sich schriftlich bestätigen mit der erneuten Drohung, bei einer Ablehnung Deutschland zu verlassen.

Auch in Schloss Höhenried feierte man am 4. Juli 1949 den amerikanischen Unabhängigkeitstag. Die Fotografie darunter zeigt die Schlossherrin Wilhelmina mit einem ihrer legendären Wagenradhüte 1952 bei der Familienfeier zum 50-jährigen Bestehen der Brauerei Anheuser-Busch. FOTOS: GEMEINDEARCHIV BERNRIED

Das tat sie bei Fertigstellung des Schlosses im September 1939 tatsächlich, da sie nach Informationen über einen baldigen Kriegseintritt der USA beschloss, ihren Wohnsitz vorsichtshalber in die Schweiz zu verlegen, wie Erwin Ruckriegel in der Chronik zu Schloss Höhenried schreibt. Vor ihrer Übersiedlung nach Lugano ließ sie sich noch geräuschlos vom bereits getrennt lebenden Borchard scheiden.

SCHLOSS BESCHLAGNAHMT. In der Schweiz kreuzte 1942 ein neuer Mann ihren Weg: ein gewisser Sam Edison Woods aus Texas und als Spion unterwegs. Der Farmersohn war als Offizier und Armeeausbilder nach Europa geschickt worden und hatte im Auswärtigen Dienst der USA Karriere gemacht. In Zürich als amerikanischer Generalkonsul bestellt, geriet Wilhelmina in sein Visier, da er sie aufgrund ihres deutschen Passes geheimer Verbindungen mit Nazideutschland verdächtigte. Das leer stehende und weitgehend freigeräumte Schloss in Bernried wurde 1943 beschlagnahmt, um die Orthopädische Klinik aus München dort unterzubringen. Zu Kriegsende konnte sie das Schloss retten, indem die Schweizer Gesandtschaften aus Berlin und das Genfer Rote Kreuz nach Höhenried evakuiert wurden. Gekennzeichnet mit einem großen roten Kreuz auf dem Dach war das Gelände Schweizer Hoheitsgebiet. So konnte sie Woods Misstrauen ausräumen, er ließ sie von der amerikanischen „Black List" streichen – und man kam sich näher.

Nach dem Krieg beschlagnahmten noch die Amerikaner das Gebäude und Woods wurde nach München versetzt. Die Hochzeit mit der acht Jahre älteren Wilhelmina fand nach dem Abzug des Militärs 1946 im inzwischen wieder auf Hochglanz gebrachten und prächtigst ausgestatteten Schloss zwei Jahre später eher bescheiden statt.

Die Inneneinrichtung stand dazu im Gegensatz und war legendär: eine byzantinische, in Korfu abgebaute Kapelle; im Keller ein Rittersaal mit gotischen bunten Glasfenstern und geschnitzten Eichenpaneelen an der Wand; kunstvolle schmiedeeiserne Tore und Gitter innen und außen; Wandmalereien im Gartenzimmer; lederbezogene Türen zu den Salons und natürlich Gemälde, Statuen, teure Teppiche, Bezugs- und Vorhangstoffe sowie Stilmobiliar aus allen Epochen und aller Welt. Und damit zog wieder ge-

Das Gelände von Höhenried mit dem Schloss und der LVA-Klinik, im Hintergrund der Karpfenwinkel von Tutzing. Im Schloss stehen Abgüsse der berühmten weißen Hirsche, die aus der Herde von Wilhelminas Vater im hessischen Bad Schwalbach gezüchtet wurden. Putti schmücken Beete, Wege und Brücken im Park. Im Erker des Westflügels ist die byzantinische Kapelle aus Korfu eingebaut, in der die Schlossherrin nach ihrem Tod aufgebahrt wurde. FOTOS: SZ PHOTO

sellschaftliches Leben mit politischen Gesprächen zwischen internationalen Gästen auf die Anhöhe.

Das Paar hatte genug Zeit und jeder der Ehepartner seine eigene Vorliebe, den weitläufigen Schlosspark zu gestalten: Wilhelmina mit der Pflanzung besonderer Gehölze und üppiger Blumenbeete sowie in der Abzweigung einiger weißer Hirsche aus der Herde bei der elterlichen Familienvilla. Ergänzt wurden sie durch herumspazierende Vogelarten und Ziegen.

NIE ENDENDE LIEBE. Gemeinsam stattete das Ehepaar das Gelände mit Kunstwerken – Pavillon, Statuen, Lauben – aus und baute sich als Begräbnisstätte den 2000 Quadratmeter großen Wilhelminenplatz aus weißem Marmor, auf dem zwei großzügig dimensionierte Marmorsarkophage nebeneinander für ihre sterblichen Hüllen installiert wurden – mit der goldenen Inschrift „Love never ends“. Weiß war die Lieblingsfarbe der Schlossherrin.

Sam hatte allerdings noch Größeres vor: Er ließ Planierraupen einer US-Pioniereinheit in den Südteil des Bernrieder Parks bringen, um eine zweite Insel im See zu schaffen. Das konnte durch Lokalpolitiker zum Glück verhindert werden. Er ließ sich allerdings nicht von seinem Gestaltungswillen im Höhenrieder Schlosspark abbringen. Eine zum See abfallende Schlucht ließ er in fünf von Dämmen gestaffelte Teiche verwandeln, die von mit Putti geschmückten Brücken überspannt werden. Er nannte die Anlage „Mississippi-Weiher“, da sein geliebter Heimatstrom aus fünf zusammenhängenden nordamerikanischen Seen entspringt.

Bereits 1949 kümmerte sich Wilhelmina um die Nutzung von Schloss Bernried. Das ehemalige Augustiner-Chorherrenstift kam Mitte des 19. Jahrhunderts in den Besitz der Familie von Wendland. Baronin Louise von Wendland tauschte 1941 Schloss und Park mit dem Reichsinnenministerium gegen ein Grundstück in Hohenlinden, wohin die Familie zog. Die Schlossnachbarin Busch-Woods pachtete das Schloss vom Staat mit der Genehmigung zur Weiterverpachtung. Das tat sie bereits am nächsten Tag an die Tutzinger Missions-Benediktinerinnen, die dort ein Bildungshaus einrichteten und 1951 Schloss und Parkanteile vom Staat kauften.

Aber Wilhelmina hatte weitere Pläne für die Nutzung des Grundbesitzes nach ihrem Tod. 1950 wurden ihre Bedingungen für die Einrichtung eines Stiftungsparks mit 80 Hektar der Fläche südlich des Bernrieder Dorfkerns vom Bayerischen Innenministerium notariell festgelegt. Auflage war, dass an der Parkanlage in Zukunft nichts geändert werden dürfe und sie der Öffentlichkeit frei zugänglich sein müsse. Auch den Höhenrieder Schlosspark gab Busch-Woods im Sommer 1952 der Öffentlichkeit frei, was bis heute so geblieben ist.

Oben: Blick über den Stiftungspark. Das rund 80 Hektar große Gelände steht unter Landschafts- und Denkmalschutz. Unten die Marmor-Sarkophage des Ehepaars Busch-Woods.
FOTOS: SZ PHOTO, ANJA BEHRINGER

LETZTE RUHESTÄTTE IM PARK. Das Herzleiden der 68-jährigen Wilhelmina verschlimmerte sich rapide. Im November 1952 starb sie nach einer Herzoperation. Eine ungewöhnlich große Trauergemeinde nahm an ihrer Beisetzung in dem bereitstehenden Sarkophag teil. Sam lebte fortan vorwiegend in den USA, reiste aber im Frühjahr des folgenden Jahres nach Höhenried. Nach einem Autounfall kam er zur Behandlung in ein Münchner Krankenhaus, wo er völlig überraschend mit 61 Jahren starb. Er wurde neben seiner Frau im Park beigesetzt.

Das gesamte Vermögen ging an eine familiäre Erbengemeinschaft in den USA, die kein Interesse an Höhenried hatte. Zunächst wurde in einer aufwendigen Auktion das Schlossinventar versteigert, das 1955 den Erlös von 500 000 DM erzielte.

Spannend blieb die Frage nach dem neuen Eigentümer. Schließlich gab die Staatsregierung bekannt, dass die Landesversicherungsanstalt Oberbayern in München den 60 Hektar großen Park mit Schloss für 2,2 Millionen DM erwerben würde. Es sollte dort wie in Bad Wörishofen ein Kurbetrieb nach Pfarrer Kneipp eingerichtet werden. 1967 wurde schließlich die Reha-Klinik für Herz-Kreislauf-Erkrankungen in Betrieb genommen.

Eine der prächtigen Salontüren im Schloss. Zur dreitägigen Versteigerung des luxuriösen Schlossinventars 1953 strömten Kunsthändler aus aller Welt. Es wurden für die Erbengemeinschaft damals unvorstellbare 500 000 DM erzielt. FOTOS: SZ PHOTO, BSB BILDARCHIV

Die landwirtschaftlichen Flächen aus der Erbmasse übernahm mit höchstem Interesse der Stadt München der letzte Großbauer aus Obersendling, dessen dortige Felder und Äcker nun zur Erweiterung eines Großkonzerns zur Verfügung standen.

STIFTUNG RETTET PARKIDYLLE. Was macht noch heute Besucher des gepflegten Areals der „schönen Minnie“ staunen? Vor allem natürlich das idyllisch gelagerte Schloss mit umgebendem Park, die Herde weißer Hirsche darin, das benachbarte Buchheim Museum neben der geruhsamen Kaskade der Mississippi-Weiher und im Süden abschließend der Bernrieder Park. Dieses riesige, vom königlichen Hofgartendirektor Carl von Effner Mitte des 19. Jahrhunderts im Stil eines englischen Landschaftsgartens angelegte und von den Woods besonders geliebte Areal wollte Wilhelmina so erhalten wissen. Die Stiftung dazu für eine unverbaute Natur am Seeufer und somit zum Wohle der Bevölkerung war mit vielen Schwierigkeiten verbunden, denn eigentlich sollte nach Kriegsende im Rahmen des Lastenausgleichs auf den Wiesen eine Wohnsiedlung für Kriegsflüchtlinge errichtet werden. Auch die Schlossherrin wäre durch die staatlichen Bodenreformgesetze 1947 zur „freiwilligen“ Landabgabe gezwungen gewesen, wenn sie nicht enteignet werden wollte. Abermals reagierte sie politisch.

Neben ihrer Einlassung, dass sie schon in den 1930er-Jahren Grund für die Gemeinde und die Landwirte dort kostenlos überlassen habe, hob sie auf die Viehhaltung ab. Das Schlossgut Bernried-Adelsried-Höhenried war ein Spezialzuchtbetrieb für Graubraunes Höhenvieh mit einer staatlich anerkannten Stammzucht, zu der sie als amerikanische Bürgerin mit großem Devisenaufwand Bullen aus den USA importieren konnte. Schon seit 1316 gehörte das weitläufige Gelände mit Wald und Wiesen zum Kloster Bernried und wurde von den Augustiner-Chorherren auch als Park und eben Weide genutzt. Entsprechend überwältigend schön ist der uralte Baumbestand. Mit dieser Argumentation konnte sie im Landwirtschaftsministerium überzeugen und erhielt drei Jahre später auch die Satzungsgenehmigung aus dem Innenministerium. Seitdem setzen das Stiftungskuratorium und eine Bürgerinitiative erfolgreich Wilhelminas Willen entlang des gesamten Bernrieder Seeufers um. *Anja Behringer*

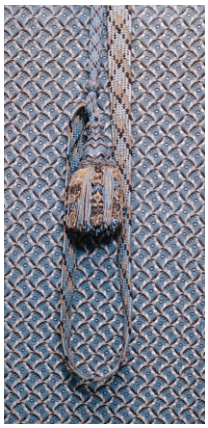
Die Autorin dankt Walburga Scherbaum, Archivarin der Gemeinde Bernried, für die Unterstützung bei der Recherche.

Das Schmuckstück

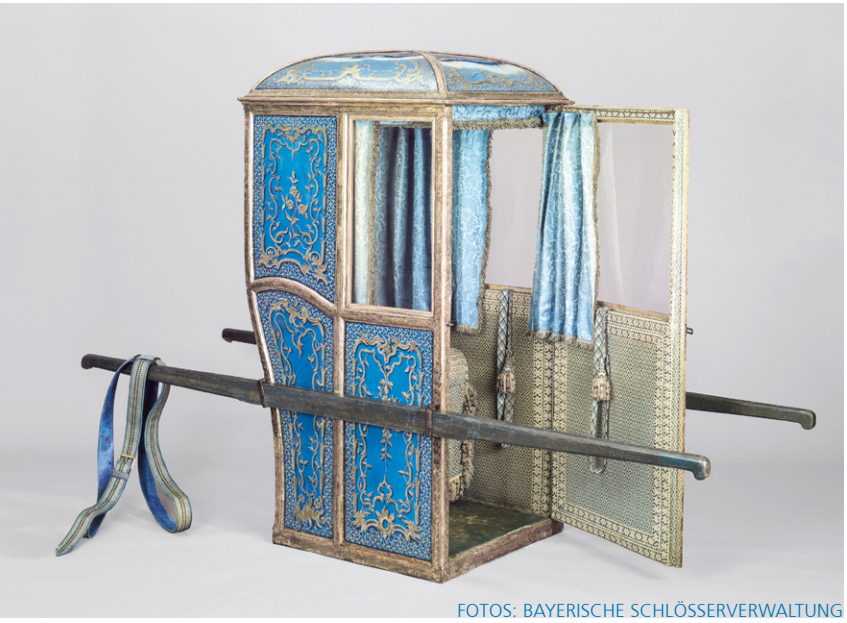
Sauberen Fußes durch die Residenzstadt:
Ein **Tragsessel** der Kurfürstin Maria Anna in feinster Lackarbeit

Man könnte sie mit heutigen Rikscha-Fahrern in München vergleichen: Im 17. und 18. Jahrhundert (teils bis ins 19. Jahrhundert) schleppten Sänftenträger Leute durch die Innenstadt, die sich vor allem die Füße nicht schmutzig machen wollten oder denen es in Kutschen ohne Gummibereifung zu sehr rumpelte. Die Sänften konnte man wie Taxis mieten, die Träger waren zunftmäßig organisiert – es gab zeitweilig sogar eine türkische Sänftenträgerzunft, zu der sich ehemalige Kriegsgefangene zusammengeschlossen hatten. Und natürlich gab es hoheitliche Regelungen: wo es Sammelstellen für die Sänften gab, zu den Tarifen, auch zu Reinlichkeit der Beförderungsmittel und ihrer Träger.

Es war kein ausschließlich hochherrschaftliches Privileg, sich von zwei Männern herumtragen zu lassen – freilich bemühte die Hofgesellschaft nicht das gemeine öffentliche „Traggeschäft“: Man leistete sich eigene Sänften und Tragsessel mit angestellten Trägern. Zwei Prunkstücke dieses „Verkehrsmittels“ entdeckt man im Marstallmuseum, das heute in Schloss Nymphenburg untergebracht ist; beide gehören zu den ältesten Exponaten dort. Der eine Tragsessel, gefertigt beim renommierten Pariser Sattlermeister Saillot, der auch für den französischen Hof arbeitete, gehörte Maria Antonia (1669 bis 1692), der Kaisertochter aus dem Hause Habsburg, die 1685 Bayerns Kurfürsten Max Emanuel heiratete. 1747 erfolgte eine markante Änderung: Auf der rückseitigen Außenwand wurde das bayerisch-sächsische Allianzwappen angebracht. Anlass dafür war die Hochzeit von Bayerns Kurfürst Maximilian III. Joseph mit der sächsisch-polnischen Prinzessin Maria Anna (1728 bis 1797). Samt und Seide, eingewebte Goldfäden und Stickereien mit vergoldeten Silberfäden: Darin ließen sich die Kurfürstinnen nicht alltäglich herumtragen, diese noble Portechaise wurde nur zu besonderen Anlässen hervorgeholt.



Gleiches galt für den hier abgebildeten Tragsessel, der ebenfalls Kurfürstin Maria Anna zur Verfügung stand und der vermutlich in ihrem Hochzeitsjahr in München gefertigt wurde; Näheres über die Werkstatt ist nicht bekannt. Auffallend an ihm sind nicht nur die bayerischen Farben Silber und Blau, sondern vor allem die glänzende Lackarbeit außen: Auf das Azurit-Blau wurden polierte Zinnpartikelchen aufgestreut. Feine Spaliermuster im Rokokostil werden von kleinen Rautenmusterbordüren umrahmt – das gleiche feine Muster ziert die Innenausstattung, für die kostbarer französischer Seidenstoff verwendet wurde. Das kleine Bild oben zeigt ein Detail der Wagentür von innen: Ein Flechtband mit Quaste erlaubte, das Fenster nach unten in die Versenkung zu ziehen. *Karin Dütsch*



FOTOS: BAYERISCHE SCHLÖSSERVERWALTUNG

Service

Marstallmuseum, Schloss Nymphenburg 208, 80638 München. *www.schloss-nymphenburg.de*

Das Marstallmuseum feiert heuer sein 100-jähriges Bestehen – Anlass für die Bayerische Schlösserverwaltung, den ersten „Kulturführer“ zu diesem Spezialmuseum herauszugeben. 112 Seiten, 6 Euro. ISBN 978-3-941637-77-1. Im Buchhandel, in den Museumsläden und im Online-Shop der Bayeri-